2/18 **AQUILA** Nr. 2 (108) April-Juni 2018

Hilfskomitee AQUILA e.V., Unterstützung der Missionsarbeit der Gemeinden in Kasachstan und Sibirien

Und dienet einander, ein jeder mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes. *1. Petrus 4,10*

Im Dienst für Gott – ganz gleich, ob es ein kurzer Einsatz ist, oder ein langer, ob er von langer Hand geplant oder spontan zustande kam, ob es in die Hitze oder in die Kälte geht – muss man sich auf alles gefasst machen.

Manche legen viele Kilometer zurück, um das Evangelium zu verkünden, und erleben dabei viel Unvorhergesehenes. Andere stellen sich auf Schwierigkeiten ein und erfahren plötzlich, wie sich alles regelt. Doch immer ist es unser himmlischer Vater, der offene Türen schenkt, uns begabt und uns die Verheißung gibt, uns nicht zu verlassen. Wer dies erkennt, darf sagen: Ich bin zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Auch wenn man rückblickend feststellt, dass man einen falschen Weg gegangen ist und sich für das Falsche entschieden hat, ist diese Erkenntnis ebenso ein Wegweiser, durch den uns Gott leitet.

Lasst uns beim Lesen die Frage stellen: Wie kann ich dort sein, wo Gott mich haben möchte?

Zur rechten Zeit –

am richtigen Platz

Rb_2_18.indd 1 03.07.2018 09:08:28

In diesem Heft:

Artikel ..... **Seite** ....**Karte**

Leitartikel
Für Gott oder für Menschen.. 3

Reiseberichte
35 000 Kilometer in einem Monat 6 1,2
Helfende Worte ..... 8 . 1,3,4,5,6
Durchkreuzte Pläne 10 7

Mission der Gemeinden
„ICH vergesse dich nicht!“ 13 8
Mit dem Löffel schreiben 17 9

Auf den Spuren unserer Geschichte
Vor 100 Jahren: Mennoniten nehmen die Waffe zur Selbstverteidigung 18 10
Adolf Reimer – ein kurzer Lebenslauf 18 11
Wie es kam! 19 10

Kindergeschichte
Ein neuer Freund 32

Nachruf
Nachruf: Woldemar Daiker – ein Leben aus Gnade und Wirken im Glauben 35 12

Nachrichten
Aus dem Tagebuch einer Lehrerin 38 7
Hat er sie geheiratet? 38 13
Durch Leiden zur Freude 39 14

Buchervorstellung 40

Meldungen
Roma-Kinder wollen lesen und musizieren 41 7

Dankesbriefe 42 1,5,8,14-16

Meldungen, Gebetsanliegen 44 12

Impressum

Herausgeber:

Hilfskomitee Aquila
Liebigstr. 8, D-33803 Steinhagen
Telefon: ***05204-92494331***

e-mail: info@hkaquila.de

Erscheint *viermal jährlich*

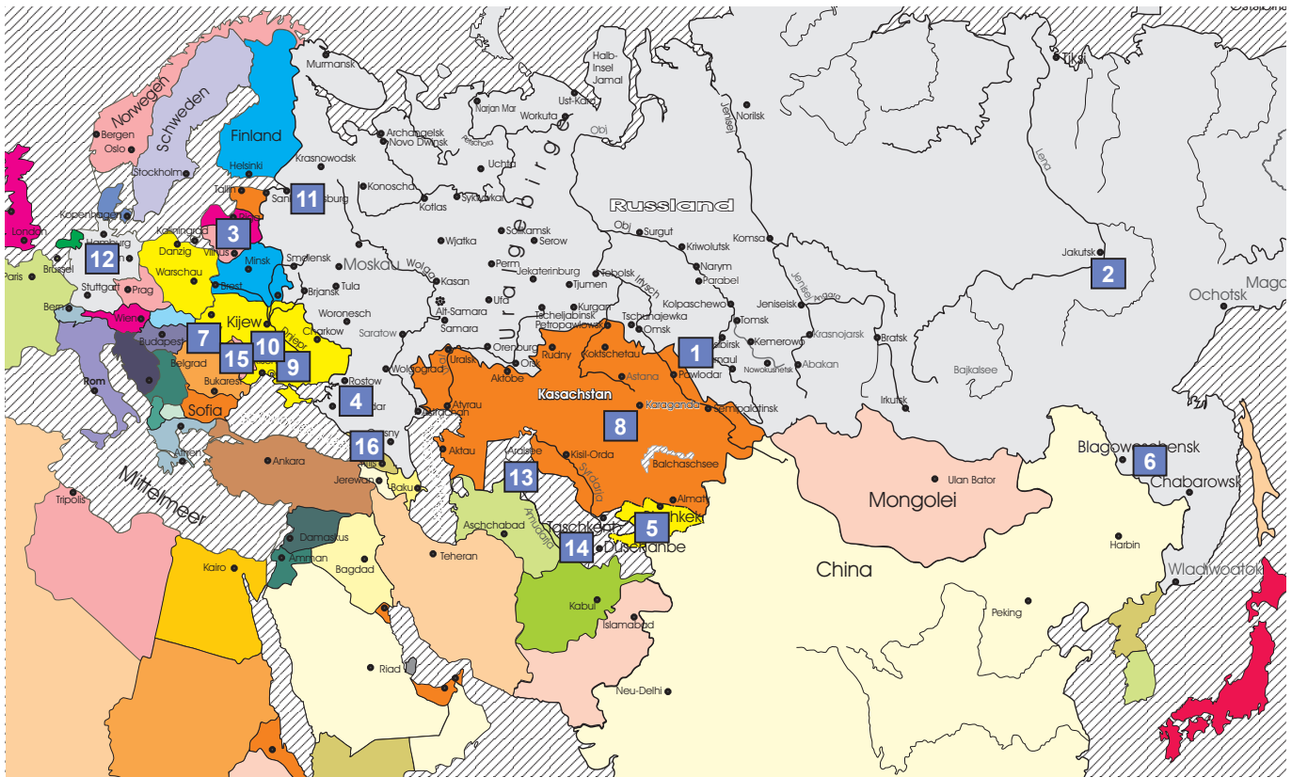
Konto:
Hilfskomitee Aquila
Sparkasse Bielefeld
IBAN:
DE76480501610044112480
SWIFT-BIC: SPBIDE3BXXX

Ansprechpersonen:

♦ *Jakob Penner*
♦ *Eduard Ens*

♦ *Nikolaj Zuravlev*
Tel.: 0 26 31 - 95 52 79

♦ *Jakob Dyck*
Tel. 0 62 33 - 48 05 42



Rb_2_18.indd 2 03.07.2018 09:08:29

Für Gott oder für Menschen?

Gekürzte Fassung aus „50 Predigten über die Liebe“ von Viktor Nemzew

„Und als er in Bethanien im Haus Simons des Aussätzigen war und zu Tisch saß, da kam eine Frau mit einem Alabasterfläschchen voll Salböl, echter, kostbarer Narde; und sie zerbrach das Alabasterfläschchen und goss es aus auf sein Haupt [...] Wo immer dieses Evangelium verkündigt wird in der ganzen Welt, da wird man auch von dem sprechen, was diese getan hat, zu ihrem Gedenken!“ (Markus 14,3-9)[1]

Ereignisse, die hier beschrieben sind, geschahen sich einige Tage vor der Kreuzigung von Jesus Christus im Hause Simons des Aussätzigen. Da sich die Aussätzigen nicht in jüdischer Gemeinschaft und in den Städten aufhalten durften, hat Jesus diesen Menschen mit Namen Simon höchstwahrscheinlich auf wunderbare Weise geheilt, und als Zeichen der Dankbarkeit hat er den Herrn zum Essen eingeladen. Maria, die die Füße Jesu mit köstlicher Narde gesalbt hat, ist wahrscheinlich die Schwester von Marta und des auferweckten Lazarus. Marta diente bei der Vorbereitung des Mahls und Lazarus war einer, der mit ihnen zu Tisch lag (Joh.12:2,3).

Der Herr besuchte Bethanien oft. Hier verbringt er seine letzten Tage auf Erden. Er besucht die Orte, wo man sich immer über ihn freut, wo man ihn liebt und erwartet. Leider gibt es nur wenige Orte, wo man uns ehrlich liebt und erwartet, versteht und nicht mit Fragen quält, sondern den Zustand der Seele sieht! Als Mensch benötigte Jesus Trost und Unterstützung. Hier im Hause des Simon sind auch seine Jünger. Und hier erteilt Jesus, mit seiner Bewertung des Handelns der Frau, große Lektionen über den Dienst für Gott. Wie schön ist die Tat der Frau! Wie viel Liebe hat sie zum Herrn! Vor dem Hintergrund der bösen Verleumdung der religiösen Führer, des bevorstehenden Verrats des Herrn durch Judas, der gespannten Umstände und des allgemeinen Drucks der Feindschaft gegenüber Christus erscheint die Liebe der Frau zum Herrn im besonderen Licht. Die Frau goss als Zeichen der Anerkennung ein ganzes Alabasterfläschchen voll Salböl, echter, kostbarer Narde auf Jesus. Im Osten galten drei Traditionen als Zeichen der Gastfreundschaft: der Kuss, die Fußwaschung und das Verbreiten eines angenehmen Aromas mit Hilfe der Verbrennung der Ladan-Stäbchen oder der Verbrennung eines Tropfens des rosa Öls. Einem ehrbaren Gast goss man das Öl auf das Haupt, welches dann den Körper herabfloss. Gewöhnlich waren es einige Tropfen. Doch hier hat die Frau etwas Ungewöhnliches gemacht. Sie besprengte den Gast nicht mit ein paar Tropfen, sondern goss ihm ein ganzes Alabasterfläschchen mit kostbarem Salböl aus reiner Narde über den Kopf. Den Wohlgeruch bekam man aus den Wurzeln aromatischer Kräuter, die in Indien auf den Himalaja in 3500-5000 m Höhe wuchsen. In Israel war die Narde noch aus den Zeiten Salomos als kostbarer, königlicher Wohlgeruch bekannt. Die Narde war wegen der komplizierten Vorbereitung und der Lieferung aus dem weiten Indien sehr teuer. Deshalb wurde sie mit anderen Stoffen gemischt verkauft. Die Salböle wurden in Alabasterfläschchen mit einem dünnen Hals, der sich verschließen ließe, aufbewahrt. Alabaster nannte man den weißen glänzenden kostbaren Stein. Die jüdischen Frauen liebten dieses Aroma und trugen am Hals oft kleine Alabasterfläschchen mit Salböl. Die Frau vergoss ein ganzes Pfund reiner Narde. Diese Salböle kosteten um die 300 Denar, und ein Denar war ein Tageslohn. Und da gießt die Frau das ganze Salböl auf Jesus, ohne die Kosten zu berechnen! So handelt wahre Liebe! Sie sucht nicht das ihre, sondern wie sie dem anderen Nutzen bringen kann. Die Menschen sind so egoistisch und rational, dass sie beim Handeln erst die Kosten berechnen, und dann auf den Nutzen schauen. Aber die Frau handelte nicht so. Ihre Liebe handelt gegen die Logik und Meinungen der Menschen, denn diese Liebe sieht wie sie Gott gefallen kann. Lieben – bedeutet abgeben.

Gerade mit so einer Liebe hat Gott uns geliebt, hat das Glück seiner geistlichen Kinder als Bedingung des eigenen Glücks gestellt, „[…] so dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren geht, sondern ewiges Leben hat“ (Joh 3,16). So hat uns der Herr geliebt und mit seiner Liebe erhöht, dass wir aus unnützen Sündern Kinder des himmlischen Königs geworden sind. Wie wichtig ist es, dies im Gedächtnis zu haben und mit gleicher Liebe dem Nächsten zu vergelten. Mit so einer Liebe liebte diese Frau Christus. Ihr Dienst und ihre Liebe dem Herrn gegenüber ist der Nachahmung wert.

Sie hat in Liebe alles gemacht, was sie im Augenblick machen konnte, mit voller Aufopferung und Freude. Die Frau hat nicht nur das ganze Salböl ausgegossen, sondern zerbrach dabei auch noch das Fläschchen. Die Liebe gibt alles, was sie hat und wünscht immer noch mehr zu geben. Und so eine Liebe führt zur Erfüllung von Gottes Willen, und zur Erfüllung der Prophetie über Christus. Das Salben mit kostbaren Ölen, teilweise mit Narden, gebrauchte man bei der Grablegung ehrwürdiger Menschen.

[1] „50 проповедей о любви“ (russisch) erhältlich auf www.samenkorn.shop

Rb_2_18.indd 3 03.07.2018 09:08:30

Dabei wurde das Gefäß zerbrochen und die Scherben legte man ins Grab. Wenn auch nicht absichtlich, aber die Frau machte das auch so. Und der Herr sah darin die Erfüllung der Prophetie und beschloss, die Jünger noch einmal an seinen bevorstehenden Tod zu erinnern.

Den Willen Gottes kennend, schaut sie nicht auf Menschen und auf Umstände, sondern gibt dem Herrn zu diesem Zeitpunkt alles ab, worüber sie verfügt. Von Seiten der Menschen war die Tat nicht vernünftig. Sie sahen nur den Verlust, aber nicht den Nutzen; sahen die Sache, aber nicht den Gottessohn; sahen das, was heute zu sehen ist, blickten aber nicht in die Zukunft. Der heilige Augustinus bemerkte: „Die Vervollkommnung des Charakters ist – jeden Tag so zu verbringen als währe es der letzte". Wenn alle Christen auf der Erde alles abgeben würden was sie könnten, wie schön wäre das Leben auf der Erde. Wie stark wäre die Gemeinde und wie schön wären die Seelen! Aber wie viel geben wir dem Herrn nicht bis zum Ende, wie viel berauben wir den Herrn mit der Abwesenheit des Eifers, der Früchte des Dienstes, der Liebe, der Vergebung dem Nächsten gegenüber, den Spenden und dergleichen. Das bedeutet, dass wir uns berauben, weil Gott unsere Herzen und Möglichkeiten sieht. Im gegebenen Fall war es Judas. Was für eine Gemeinheit und Heuchelei! Derjenige, der selbst den Herrn verrät für einen Preis, der zehnmal niedriger ist, kümmert sich jetzt darum, wie man die 300 Denare einsetzen könnte. Es scheint unglaublich zu sein, doch die Geschichte mit Judas zeigt, wie gefährlich es ist, die Liebe zu verlieren. Nichts geschieht so unbemerkt, wie der vom Menschen unauffällige Verlust der Liebe. Deshalb erinnert der Herr den Engel der Gemeinde zu Ephesus: „Aber ich habe gegen dich, dass du deine erste Liebe verlassen hast. Bedenke nun, wovon du gefallen bist, und tue Buße und tue die ersten Werke! Sonst komme ich rasch über dich und werde deinen Leuchter von seiner Stelle wegstoßen, wenn du nicht Buße tust!" (Ofb.2:4,5). „Sie hat getan, was sie konnte" – das ist die höchste Bewertung im Dienst des Herrn, die selbst der Herr gegeben hat. Der Herr erinnert die Jünger an die Stelle in der Schrift: „Denn der Arme wird nicht aus dem Land verschwinden" (5Mo.15:11) und damit gibt er ihnen zu verstehen, dass sie den Armen immer dienen können. Sinngemäß hat Jesus gesagt: „Versteht ihr denn nicht, dass ich kostbarer bin, als dieses Öl? Versteht ihr denn nicht,

dass die real erwiesene Liebe der Frau kostbarer ist als alle eure schönen Berechnungen? Versteht ihr denn nicht, dass ich nicht Sachen und Geld brauche, sondern die Herzen der Menschen? Die Armen werdet ihr immer bei euch haben, aber jetzt ist die allerbeste Zeit etwas für mich zu machen, die später nicht sein wird." Tue ich denn heute was ich kann? Erweise ich den Menschen Liebe? Habe ich den Menschen wenigstens ein bisschen Wärme gegeben? Vergebe und bitte ich um Vergebung? Weine ich und bin betrübt oder mache ich in meinem Stolz Randale? Schätze ich meine Gemeinde oder träume ich von einer anderen? Spreche ich den Bruder frei oder verurteile ich ihn? Diene ich aus ganzer Kraft oder erwecke ich nur den Anschein, dass ich im Dienst stehe? Was gebe ich oder habe ich meinen Brüdern und Schwestern gegeben? Trage ich die Last des anderen oder schaffe ich diese Lasten? Sage ich: „Hier bin ich, sende mich" oder sage ich, dass ich es nicht machen kann, sollen es die anderen machen? Marias Liebe hat alle Meinungen der Menschen überwunden. Sie diente Gott und war ihm wohlgefällig, ohne auf die Meinungen oder den Tadel der Umgebenden zu achten. Der Schriftsteller O. Henry hat eine bemerkenswerte Erzählung „Gabe der Magier", in der ein Liebespaar beschrieben wird, das sehr arm war. Jeder von ihnen hatte nur eine wertvolle Sache. Sie hatte sehr schönes Haar, er hatte eine goldene Uhr, die er von seinem Vater geerbt hatte. Sie liebten einander innig und wollten einander zu Weihnachten etwas schenken, aber sie hatten kein Geld. Sie ging hin, verkaufte ihr Haar und kaufte dafür eine Kette aus Platin für die Uhr. Er verkaufte die Uhr und kaufte dafür einen Kamm mit wertvollen Steinen für die Haare. Sie blieb ohne Haare, aber war für ihn die allerschönste; er blieb ohne Uhr, aber wurde für sie noch wertvoller. So eine Liebe kann man nicht mit der Logik messen. Aber womit misst man so eine Liebe? Nur mit einer größeren Liebe, mit der Liebe des Herrn, die er uns in aller Freigiebigkeit erwiesen hat. Alle Beziehungen im Leben hängen davon ab, wie der Mensch auf Gott und auf den anderen Menschen schaut. Die Sicht des Menschen hängt vom inneren Zustand des Herzens ab. Wenn wir auf den sehen, der uns gefällt, auf den Menschen, der uns liebt, dann schreiben wir ihm das allerbeste zu. Wenn uns aber jemand nicht gefällt, dann verdrehen wir seine alleredelsten Taten. Wir müssen es lernen, anzuhalten wenn wir mit Befangenheit auf jemanden schauen, und anfangen auf sich zu schauen. Maria schaute mit reinem, Judas mit einem hinterlistigen Herzen und zog andere mit sich. Der Herr korrigiert deshalb die Jünger und

Rb_2_18.indd 4 03.07.2018 09:08:30

richtet ihren Blick in die Tiefe ihres Herzens, indem er darin den Mangel der Liebe aufdeckt. Die Liebe darf nicht von den Umständen und den Meinungen der Menschen abhängen. Einer der Diener Gottes gibt so einen Kommentar zu 1.Kor 13,4-8: „In der Welt der Unverständigkeit ist die Liebe langmütig. In der Welt der Bosheit ist die Liebe barmherzig. In der Welt der Konkurrenz ist die Liebe nicht neidisch. In der Welt der Herrlichkeit, Ehre und Lob ist die Liebe nicht stolz. In der Welt der Grobheit und Taktlosigkeit wütet die Liebe nicht. In der Welt des Egoismus sucht die Liebe nicht das Ihre. In der Welt der Wut, Unbeherrschtheit und des Zorns ist die Liebe nicht aufgebracht. In der Welt der Heuchelei und Unehrlichkeit denkt die Liebe nichts Böses. In der Welt der Eifersucht freut die Liebe sich nicht über die Unwahrheit, sondern freut sich mit der Wahrheit. In der Welt der Feigheit deckt die Liebe alles zu. In der Welt des Verdachts glaubt die Liebe alles. In der Welt des Pessimismus und der Gleichgültigkeit hofft die Liebe auf alles. In der Welt der Verfolgung und Verleumdung erträgt die Liebe alles. Nur so eine Liebe hört niemals auf.“ Solche Liebe müssen wir vom Herrn und von vielen biblischen Helden lernen. „Die Erkenntnis der eigenen Unvollkommenheit nähert zur Vollkommenheit,“ – sagte Goethe. Es ist wichtig auf Gott zu schauen, und nicht auf Menschen. Der altgriechische Philosoph Epiktet (50-138) sagte: „Die Wahrheit gewinnt von sich aus, die Meinung durch andere“. Liebe, Wahrheit, Reinheit des Herzens, Ehrlichkeit, Einfältigkeit gewinnen immer von sich aus, weil Gott in so einem Fall für uns ist. Gott war auf Marias Seite und deshalb erhöhte er ihre Tat der Liebe so.

Die Frau befand sich und diente dort, wo sie zurzeit dringend gebraucht wurde. Keiner konnte diesen Dienst für den Herrn verrichten: nicht Simon, nicht die Jünger Christi, kein anderer. Es ist wichtig die Lücken zu sehen, wo es nötig ist zu dienen und sie dann zu füllen. Genau so wichtig ist es, das sofort zu tun und nicht irgendwann. Wir leben oft nach dem Prinzip: „Nachher werden wir lieben, nachher vergeben wir, nachher tun wir es, nachher werden wir verstehen, nachher verändern wir uns“. So kann das ganze Leben am Tag vor etwas vergehen, doch das zu erwartende geschieht auf diese Weise nicht. Das Prinzip des Lebens „nachher“ bringt nur Verluste und zeugt vom leeren Herzen und von verpassten Gelegenheiten. Nichts wird nachher sein, bei Gott gibt es nur heute. Bestimmte Taten und Angelegenheiten kann man nur einmal ausführen. Man darf das Leben nicht in eine Geschichte der verpassten Gelegenheiten verwandeln. Die Liebe und die Schönheit der guten Tat zur Ehre des Herrn wird niemals spurlos verschwinden. Wenn die Frau ihre Tat für später aufgeschoben hätte, bis das Geld erspart wäre, bis der Vorrat da sein würde, oder bis die Menschen es verstehen würden, dass es am besten ist, so zu handeln und es alle befürworten würden, dann hätten wir von ihr nichts gewusst. Beeilt euch, den Menschen Gutes zu tun, solange sie leben. Es wird niemals eine bessere Zeit als heute, einen besseren Platz als die Ortsgemeinde, und eine bessere Methode, als die aufrichtige Liebe geben, dem Herrn zu dienen. Wenn wir das verstehen und nach Liebe streben werden, können wir den Wohlgeruch Christi an jedem Platz verbreiten (2.Kor.2:14,15). Die Gemeinde ist kein Ort wo man nur nehmen kann. Sie ist vielmehr eine geistliche Bank für die Ewigkeit: was du hier für Gott und Menschen aus reinem Herzen abgegeben hast, das verwandelt Gott in einen vermehrten und unverwelkten Schatz in der Ewigkeit. Wie viel Liebe, Gutes, Glauben, Geduld, Nachsicht, Dankbarkeit, Freude, Barmherzigkeit jeder zur Ehre Gottes bringt, soviel wird es in der Gemeinde auch davon geben.

Also, wir bemerken zum Schluss: Liebe ist eine freigiebige Abgabe dessen, was du besitzt.

Unser geistlicher Zustand vor Gott wird dadurch bestimmt, wie wir seinen Willen in ganz verschiedenen Umständen erfüllen, und wie wir Opferbereitschaft erweisen.

Um Gott zu gefallen, ist es notwendig:

- Im Leben alles zu machen, was man zurzeit machen kann,
- Es in voller Opferbereitschaft und freudiger Hingabe zu machen,
- Nicht von Meinungen der Menschen und Umständen abhängig sein, wenn der Wille Gottes deutlich ist,
- Im Augenblick dem Herrn alles abzugeben, was man hat,
- Sich dort aufzuhalten, zu arbeiten, zu dienen, wo man im Moment am nötigsten gebraucht wird.

So wird der Herr mit dir zufrieden sein. Sei du das wohlgefällige Gefäß, durch welches der Herr heute seinen Willen erfüllt. Also, um Gott zu gefallen tue in Liebe das, was du kannst, gebe im Moment das ab, was du besitzt, halte dich dort auf, wo du am meisten gebraucht wirst.

Rb_2_18.indd 5 03.07.2018 09:08:33

35 000 Kilometer in einem Monat

Reise nach Jakutien und Altai-Gebiet im Februar 2018

Der Herr hat Großes an uns getan; des sind wir fröhlich. Psalm 126,3

Wie besucht man Geschwister, die ca. 11.000 Kilometer entfernt im Norden Russlands leben? Wie kommt man zu ihnen und was kann man auf so einer Reise erleben? Diese Fragen stellen sich viele, die noch nie in Jakutsk oder in der Umgebung gewesen sind. Um zu den kleinen Gemeinden im Norden Russlands zu gelangen, flogen wir am 29. Januar 2018 mit fünf Personen nach Moskau. Doch das ist nur die halbe Strecke. Weiter ging es einige tausend Kilometer nach Jakutsk. Doch dann verließen wir die Zivilisation und mussten Flüsse und Seen befahren, die im gefrorenen Zustand oftmals die einzige Möglichkeit sind, um kleine Dörfer zu erreichen.

Ankunft am Flughafen in Jakutsk

Dazu erhielten wir vor Ort einen ungewöhnlichen Kamaz. Dies ist ein Fahrzeug, das speziell für missionarische Einsätze umgebaut und eingerichtet wurde. Im hinteren Bereich befinden sich Schlafplätze für drei bis vier Personen, eine Sitzecke und sogar eine kleine Kochstelle. Wir fanden mit neun Personen Platz in diesem LKW. Am Freitag, den 2. Februar 2018 luden wir Baumaterial für die Christen in Syrjanka auf. Nachdem alle Vorbereitungen für die Fahrt getroffen waren, stiegen wir gespannt in den Kamaz. Am frühen Nachmittag konnte es endlich losgehen. Uns erwartete eine erlebnisreiche und sehr gesegnete Zeit. Bei eisiger Kälte mit Temperatur bis zu – 45° C kamen wir, aufgrund sehr schlechter Straßenverhältnisse, nur langsam voran. Nach rund 22 Stunden erreichten wir unser erstes Ziel: Ust-Nera. Dort empfing uns die Familie Sintschenko mit leckerem Borsch. Abends fand der Gottesdienst auf sehr engem Raum statt. Es versammelten sich insgesamt 19 Personen in einem Wohnzimmer von ca. 15m². Trotz dieser engen Verhältnisse konnten wir gemeinsam mit den Kindern aus Ust-Nera einen lebhaften Gottesdienst gestalten. Anschließend beteten wir über ein schwer erkranktes Mädchen nach Jakobus 5,14-15. Nach dem Abendessen bereiteten wir einigen Kindern eine große Freude, indem wir sie mit dem Kamaz nach Hause fuhren.

Noch am selben Abend setzten wir unsere Reise nach Syrjanka fort, das ca. 1100 Kilometer entfernt ist. Obwohl die Nächte im Kamaz anstrengend waren und wir wenig Schlaf bekamen, blieben wir durch Gottes Führung vor Unfällen bewahrt. Nach über 30 Stunden Fahrt erreichten wir am frühen Morgen unser nächstes Ziel, an dem uns unsere Geschwister im Herrn herzlich empfingen.

Hier in Syrjanka führten wir drei Gottesdienste durch. Einer davon fand im Altenheim statt, wo uns viele Fragen über den Glauben gestellt wurden. Gott schenkte diesen Menschen ein offenes Herz für sein Wort. Wir beten, dass es weiterhin Frucht trägt.

Vor unserer Weiterreise luden wir hier das Baumaterial ab. Damit werden die Arbeiten am Privathaus fortgesetzt, in dem die Gottesdienste durchgeführt werden.

Von hier aus konnten wir unsere Reise jedoch nicht wie geplant weiter in den Norden fortsetzten. Eine Weiterfahrt über die Seen und Flüsse wurde aufgrund der milden Temperaturen zu riskant. So planten wir eine neue Route, die uns bis in die Heimatorte unserer Vorfahren führen sollte.

Unser nächstes Ziel würde also Sasyr sein. Hier verteilten wir den Einwohnern Traktate und brachten ihnen die frohe Botschaft des Evangeliums.

Noch am selben Tag fuhren wir weiter Richtung Sussuman. In dessen Nähe befindet sich das Goldgräber-

Während einer Pause in Sasyr, Jakutien

Rb_2_18.indd 6 03.07.2018 09:08:34

dorf Necikan, welches wir uns ansehen wollten. In Necikan trafen wir auf eine verlassene Gegend, wo der einzige Einwohner, ein alter Mann, uns einiges über die Geschichte des Dorfes erzählte. Der Mann war als kleines Kind mit seinen Eltern in dieses Goldgräberdorf gezogen und so konnte er uns erzählen, wie schwierig das Leben der Gefangenen damals war. Nach dem interessanten Bericht fuhren wir zurück nach Sussuman. Hier hielten wir unseren nächsten Gottesdienst ab und planten dann, nach dem Abendessen, weiter nach Magadan zu fahren. Kurz vor der Abfahrt bemerkten wir jedoch ein Leck im Tank, dass provisorisch abgedichtet werden konnte. Wir sehen es als Gottes Führung, dass wir das Leck rechtzeitig bemerkt hatten und uns dadurch größere Komplikationen auf der weiteren Reise erspart blieben.

Wir erreichten Magadan nun zwei Wochen früher als ursprünglich geplant. Hier dienten wir der Gemeinde vor Ort mit unserem Programm. Zusätzlich durften wir einer Jugendstunde beiwohnen und erfuhren wieder eine große Gastfreundschaft der christlichen Familien. Von Magadan aus flogen wir nach Nowosibirsk.

Am Dienstag, den 13. Februar, landeten wir in Nowosibirsk. Von hier aus ging es weiter nach Horoschee. Dort erlebten wir ebenfals herzliche Gastfreundschaft und eine gesegnete Gemeinschaft mit den Christen.

Am folgenden Tag besuchten wir die Dörfer Orlowo, Redkaja Dubrawa, Kusak, Slawgorod, Nekrassowo und Blagoweschtschenka. Voller Interesse schauten wir uns die Häuser und Gegenden an, in denen unsere Vorfahren gelebt haben. Abends fanden wir uns zum Gottesdienst in Nikolajewka ein und dienten hier dem Herrn mit Liedern, Zeugnissen, Musikstücken und Botschaften.

Eine Tischgemeinschaft nach dem Gottesdienst in Syrjankar, Jakutien

Einen weiteren Gottesdienst führten wir in Choroscheje durch und besuchten anschließend die Dörfer Tawolshan, Konstantinowka und Rawnopol in Kasachstan.

Am Sonntag, den 18. Februar durften wir zwei Themengottesdienste in Pawlodar beiwohnen. Es wurden die Themen „Eltern“ und „Vorbild der heimgegangenen Geschwister“ beleuchtet.

Nach einem 3-tägigen Aufenthalt in Kasachstan trafen wir wieder in Russland ein, wo uns in Choroscheje ein herzlicher Empfang erwartete. Am nächsten Tag bekamen wir eine Führung durch die Kolchose. In Nikolajewka, das nur einige Kilometer von Choroscheje entfernt liegt, wurde uns die Möglichkeit gegeben, noch einmal den Gottesdienst mit einem Programm zu gestalten. Gerne haben wir es zur Ehre Gottes getan und spürten die Liebe Christi durch unsere Geschwister im Herrn.

Das Baumaterial wird in Syrjanka abgeladen

In den nächsten Tagen besuchten wir die Gottesdienste in Ananjewka, Tabuny, Serebropol und fanden uns noch einmal in Choroscheje zu unserem letzten Gottesdienst ein. Überall segnete Gott sowohl die Einwohner als auch uns und wir erlebten seine Führung und Bewahrung jeden Tag auf besondere Art und Weise.

Am 26. Februar gegen Abend ging unser Flug von Nowosibirsk nach Moskau, wo wir einen Zwischenstopp einlegten und übernachteten. Dienstagabend verabschieden wir uns und flogen zurück nach Deutschland.

Wir sind Gott für die Segnungen und die Bewahrung während der Reise sehr dankbar. Wir danken Gott dafür, dass Er unsere Gebete erhört hat und uns gut geführt hat. Für die Gastfreundschaft, die wir überall erfahren durften und für jedes Gebet, dass uns begleitet hat, sind wir herzlich dankbar.

Wir rufen zu einem Gebet für die Stärkung und den geistlichen Wachstum der kleinen Gemeinden, für die kranken Kinder und für diejenigen, die sie pflegen auf. Und wir beten für die Menschen, die Gottes Botschaft gehört, aber noch nicht angenommen haben und für die Missionare vor Ort, die bereit sind, Gott unter schwierigen Umständen zu dienen. Gott möge es ihnen vergelten.

Alex Warkentin, Augustdorf

Rb_2_18.indd 7 03.07.2018 09:08:34

Helfende Worte

Besuche in Kinderheimen und Rehabilitationszentren im Jahr 2017

Liebe Geschwister und alle Freunde, das Jahr 2017 liegt nun hinter uns. Herzlich danke ich für alle Gebete und Gaben, ohne welche die Reisen zu den Kinder- und Altenheimen unmöglich wären. Vielen Dank für die warmen Socken und andere Strickerzeugnisse, die unsere Schwestern in verschiedenen Ortsgemeinden angefertigt haben. Als Dank widme ich Ihnen folgenden Vers: „Die Furcht des Herrn ist der Anfang der Erkenntnis“ (Spr.1,7). Wenn wir den Herrn um Weisheit und Kraft bitten, seinen Willen zu tun, gibt er uns alles Nötige.

Die Kinder in staatlichen Kinderheimen nahmen die mit Liebe gepackten Geschenke voller Dankbarkeit an

Ich will berichten, wie der Herr uns bei den Besuchen gesegnet hat. Achtmal konnte ich zu Einsätzen ausreisen. Manchmal war ich allein, manchmal zusammen mit Geschwistern. In Russland kamen dann immer noch einige Brüder oder Schwestern dazu. Die Gemeinden in Euskirchen, Altenkirchen und Kierspe nehmen mit Freude an diesem Dienst teil. Zusammen mit ihnen besuchten wir zweimal die Städte Rostow am Don – Anapa – Sewastopol, und dreimal Kirgisien, aber auch Irkutsk – Blagowestschensk – Chabarowsk – Komsomolsk am Amur. Mehrmals reisten wir in die Gebiete Kemerowo, Nowosibirsk, Omsk und Altaj. Herzlichen Dank dem Herrn für die Brüder aus Prokopjewsk, die mit Jugendlichen in Kinderheimen evangelisiert haben. Mit Geschwistern aus der Gemeinde Degtjarka, Gebiet Altaj, zogen wir mit dem Evangelium bis nach Magadan. Geschwister aus der Gemeinde Kamen-na-Obi besuchten Kinderheime in Richtung Irkutsk.

Auch im Baltikum läuft die Arbeit in Waisenheimen und in Heimen für behinderte Kinder. Jesus sagte: „Lasst die Kinder zu mir kommen! Denn solchen gehört das Reich Gottes.“ (Mark. 10,14) Diese Worte gelten auch heute noch. Wir Christen sollten aber alles daranlegen, um den Kindern die gute Nachricht von Jesus Christus zu bringen.

Oft nennen die Kinder ihre Erzieherinnen Mama. Vor zwei Jahren nannten die Kinder in dem Kinderheim Ust-Uda uns Brüder „Papa“. Die Kinder möchten so gerne liebende Eltern haben. Und hier ist das Gebet unersetzlich. Dank den Gebeten durften viele Kinder zurück zu ihren Eltern.

In einem Heim für Kleinkinder fand ein kleiner Junge für sich eine Mama. Eine Frau wollte sich ein Kind zur Adoption aussuchen. Dieser Junge kam auf sie zu, umarmte sie und schrie aus Leibeskräften: „Mama, Mama!“ Sie nahm diesen Jungen, obwohl er Invalide ist und ihn keiner wollte.

Im Jahre 2018 werden es 16 Jahre, dass wir diesen Dienst tun.

Im Kinderheim in Kolomna sagte man uns: „Uns wurde verboten, Sie hereinzulassen, doch wir können Sie nicht abweisen, denn Sie sagen den Kindern Worte, die ihnen helfen, dem Alkohol, den Drogen und später auch dem Gefängnis aus dem Weg zu gehen.“

Während einer unserer letzten Reisen in Kirgisien rutschte unser Auto in den Graben. Wir baten einen vorbeigehenden jungen Kirgisen um

Einen Waisenbesuch nennt Apostel Jakobus den wahren Gottesdienst

Rb_2_18.indd 8 03.07.2018 09:08:42

Hilfe. Er sagte: „Gleich helfe ich euch“, und kam nach kurzer Zeit in Begleitung von acht Männern zurück. Mit vereinten Kräften bekamen wir unseren PKW wieder frei.

Ein anderer Fall war an einem Abend nach einem anstrengenden Tag. Wir waren auf der Rückfahrt von Pawlowsk nach Nowosibirsk. Die Müdigkeit wollte Überhand nehmen. Plötzlich kamen wir auf Glatteis. Ich konnte nur noch rufen: „Herr, hilf!“. Das Auto kam von der Straße ab, blieb aber auf den Rädern. Wir dankten Gott und versuchten uns aus dem Auto zu befreien. In diesem Moment hörten wir ein Krachen, und ein anderer PKW schlug gegen unseren. Als der Schock nachgelassen hatte, vergewisserten wir uns, dass alle heil waren und fuhren weiter. Während der vorletzten Reise im Jahr 2017 haben wir mit zwei Gruppen 30 Kinderheime, zwei Altenheime und drei Bruderhäuser besucht. Bei der letzten Reise vom 4. bis zum 20. Dezember besuchte eine Gruppe die Städte Chabarowsk – Komsomolsk am Amur – Blagowestschensk – Station Archara – Birobidshan. Es wurden 16 Kinderheime besucht. In Birobidshan besuchten wir einige Rehabilitationszentren und Bruderhäuser. Die andere Gruppe diente in den Gebieten Irkutsk und Krasnojarsk. Es wurden drei Gottesdienste in den Gemeinden, weitere in Bruderhäusern besucht.

In 14 Kinderheimen durften wir Gottesdienste durchführen. Man kann nie nach einer Schablone vorgehen. Ein Beispiel: das Kinderheim in Tulun. Der Direktor war nicht vor Ort und deshalb wurde uns der Besuch nicht erlaubt. Wir baten um die Erlaubnis den Kindern Geschenke zu verteilen. Hierfür wurden wir in einen großen Raum gebeten. Auf meine Bitte wurde uns erlaubt, das Lied: „O blauer Himmel“ zu singen. Danach kam schon von ihnen die Bitte nach weiteren Liedern. So ergab sich die Möglichkeit einen Gottesdienst durchzuführen und den Kindern den Sinn von Weihnachten zu erklären.

Wir können die Eltern nicht ersetzen, wollen jedoch die Liebe Gottes weitergeben

Dieser wichtige Dienst wird weitergeführt. In Sewastopol werden schon vier Kinderheime besucht.

In Kirgisien hatten die Geschwister einen Termin im Krisenzentrum und machten sich danach auf den Weg in ein anderes Kinderheim.

In der Stadt Rostow am Don geht die Arbeit auch weiter. Die Geschwister besuchten ein Heim für Kleinkinder und mehrere andere Kinderheime. Dem Herrn sei Dank dafür. Wir wurden in ein Kinderheim 140 km von Rostow am Don entfernt eingeladen. Eine Jugendgruppe aus der Stadt Schachty wird es besuchen. Spricht das alles nicht von der großen Liebe unseres Herrn, der nicht will, dass jemand umkommt, sondern dass jeder gerettet wird?

In vielen Heimen erlauben die Verantwortlichen uns keinen Kontakt zu den Kindern. Sie fürchten, dadurch ihre Arbeit zu verlieren. Doch Gott schenkt Seinen Segen.

Beten Sie, damit noch viele Geschwister von diesem Dienst erfahren und daran teilnehmen. Gott segne Sie und Ihre Familien.

Heinrich Buller, Gummersbach

Gerne nahmen wir uns Zeit und spielten mit den Kindern

Rb_2_18.indd 9 03.07.2018 09:08:50

Durchkreuzte Pläne

Eindrücke auf der Reise in die Ukraine vom 23.-30. April 2018

„… und er sprach zu ihnen: Folgt mir nach… Sogleich verließen sie ihr Boot und ihren Vater und folgten ihm nach.“ Math. 4, 22

Nach einem gesegneten Gottesdienst am Sonntagvormittag klang plötzlich ganz unerwartet die Einladung in mein Ohr: „Komm mit, wir brauchen Mitarbeiter!“

Verteilung von Süßigkeiten nach dem Gottesdienst im Tabor Konzewo

Es wurde ein Einsatz für die Woche vom 23. bis zum 30. April in den Zigeunerschulen in der Ukraine geplant, der in drei Wochen starten sollte.

Mein Terminkalender war eigentlich bis Ostern komplett verplant und gerade die Tage vom 16. bis zum 30. April hatte unsere Firma eine Stillstandwoche. Ich hatte also frei und schon große Pläne gemacht, was ich im Haushalt alles schaffen wollte. Im Inneren seufzte ich: „Soll ich wirklich alle meine Pläne für diesen Einsatz aufgeben? Herr, was willst du von mir?“

Die klare Antwort folgte: „Den Urlaub habe ich dir schon im Voraus gegeben, als du noch gar nichts geplant hattest. Folge mir nach!“ Nun musste ich nicht mehr überlegen, ich willigte ein und auch mein Mann Andreas schloss sich der Gruppe für den Einsatz an.

So durften wir unseren Dienst mit 13 Geschwistern aus vier verschiedenen Gemeinden und aus verschiedenen Ländern tun. Wir konnten uns gegenseitig erbauen, miteinander beten und singen und waren, egal aus welcher Gemeinde, wie eine Familie.

Für uns als Gruppe war es eine Zeit mit vielen Eindrücken und Erlebnissen, mit viel Wissenswertem und Wertvollem. Vor allem war es eine Zeit mit großem innerem Gewinn, was mehr zählt, als der normale Routinealltag und die geplatzten Pläne für den Haushalt.

Dankbar wollen wir berichten, wie wunderbar unser gnadenreicher Gott die Arbeit in den Zigeunerschulen segnet und den guten Samen seines Wortes in den kleinen Herzen aufgehen lässt.

Maria Friesen, Harsewinkel

Eine unvergessliche Reise

Der Weg in die Ukraine (Transkarpatien) ist einigen unserer Geschwister schon sehr bekannt und vertraut. Und doch ist jede Reise immer etwas Einzigartiges. Für mehrere aus unserer Gruppe war diese Reise die erste in dieses Gebiet und deshalb etwas ganz besonderes. Eine Reise, die wir nicht vergessen werden. Die sechs Tage sind sehr schnell vergangen, aber die Erlebnisse und der Segen des Herrn sind etwas Bleibendes. Staunen durften wir über die vielen Wunder, die Gott unter den Zigeunern tut. Auch wenn etwas klein angefangen hat, kann es immer größer werden, wenn Gott darüber wacht.

Sehr beeindruckend war es zu beobachten, mit welcher Hingabe und Liebe die Lehrer dort die Zigeunerkinder unterrichten. Sobald die Lehrer auf der Straße erschienen,

Lehrer in Podwinogradowo mit den Mitarbeitern aus Deutschland

Rb_2_18.indd 10 03.07.2018 09:08:51

Basteln ist für die Roma-Kinder etwas ganz Neues! Alle haben sehr gut mitgemacht. Mit Freuden und Dankbarkeit durften sie als Schmuckstück die selbstgebastelten Sachen in ihre Elternhäuser mitnehmen!

wurden sie sofort von Kindern umringt und umarmt. In den Klassenräumen waren die Fensterbänke voll von Topfblumen – alles Geschenke von den Schülern, die sie den Lehrerinnen zum Weltfrauentag am 8. März geschenkt haben. Wir können Gott danken, dass er gottesfürchtige und liebevolle Lehrer berufen hat, in diesen Schulen zu arbeiten.

Der Anlass unserer Reise bestand darin die Lehrerinnen etwas in ihrer Arbeit zu unterstützen. Sie bringen den Kindern das Lesen, Schreiben und Rechnen bei sowie andere Themen wie die Jahreszeiten, die Uhrzeit, die Natur und Tierwelt. Wie gerne würden sie den Kindern die Dinge auch durch Bilderbücher und Gegenstände veranschaulichen, doch leider haben sie für all diese Materialien nicht die ausreichenden Mittel.

So haben wir in den beiden Schulen Korolewo und Podwinogradowo thematische Kinderstunden mit anschließenden Bastelangeboten durchgeführt.

Ungefähr 500 Kinder aller Altersstufen nahmen begeistert an den Aktivitäten teil. Basteln war für sie etwas ganz Neues. Staunend beobachteten wir, wie diszipliniert die Kinder mit größtem Eifer und Sorgfalt bei der Sache waren. Sie freuten sich über ihre selbstgemachten Dinge, über jedes Lob und jede Ermutigung. Zum Abschluss folgte dann eine süße Überraschung, die wir aus Deutschland mitgebracht hatten.

Die Kinderstunden wurden von mehreren Kindergebeten voller Dank abgeschlossen. Die Freude in den Kinderaugen zu sehen übertraf bei Weitem alles, was wir an Arbeit, Zeit und Geld investiert hatten.

Katharina Klassen, Harsewinkel

„Hat nicht Gott erwählt die Armen in der Welt,…" Jak. 2,5a

Die traurige Tatsache, die uns alle nachdenklich machte, möchte ich in einem Erlebnis beschreiben:

Ein arm gekleideter Junge trug die Schultasche des wohlhabend aussehenden Jungen bis zum Eingang der Schule, übergab ihm dort die Tasche und erhielt seinen kleinen Lohn dafür. Dann drehte er sich um und wollte gehen. Der Schulleiter, der es gerade gesehen hatte, rief den Jungen zurück und fragte ihn, warum er nicht am Unterricht teilnehme. „Meine Eltern sind arm und können es sich nicht leisten uns Kinder zur Schule zu schicken", war seine Antwort. Bruder Igor nahm den Jungen an die Hand und führte ihn in den Klassenraum, wo er dann mit Freuden mitmachen durfte. Leider ist es sehr oft noch so, dass in einem Tabor Reich und Arm nebeneinander wohnen und die Reichen die Not des Nächsten nicht sehen. Als wir in das Armenviertel gehen wollten, riefen uns einige junge Männer nach: „Die Reichen gehen nicht zu den Armen."

Es werden immer noch Unterschiede gemacht, wie Apostel Jakobus es in seinem Brief in Kapitel 2 auch beschreibt.

Lehrer in Korolewo in ihrer Wochen- oder Arbeitswohnung

Rb_2_18.indd 11 03.07.2018 09:08:52

Beim Besuch der Schüler in ihren Elternhäusern in Podwinogradowo

Leider ist es auch die Einstellung der Armen, dass die Schule nur etwas für reiche Leute und nicht für die Armen ist. Es ist daher unser Gebetsanliegen geworden, dass auch diesen Kindern aus ärmlichen Verhältnissen der Zugang zur Schule ermöglicht wird und somit auch ihnen die wunderbare Liebe Jesu weitergegeben wird.

Der gestohlene Schlüssel

Diana Nikolajewna erzählte uns, dass ihr vor kurzem der Klassenzimmerschlüssel gestohlen wurde. Kurz darauf verschwand auch ein Stapel Hefte. Der Dieb blieb unerkannt. In dem Kindergottesdienst brachte Bruder Igor den Kindern die Botschaft und machte ihnen deutlich, dass Gott allwissend und allgegenwärtig ist. Er sieht alles Gute und Böse in unseren Herzen. Wenn wir aber das Böse vor ihm bekennen, so ist er treu und gerecht und vergibt uns unsere Schuld. Die anschließende Missionsgeschichte von Oma Han und ihrer Dienerin unterstrich die Botschaft noch einmal sehr anschaulich. Die Geschichte handelte von einem Diebstahl der Dienerin, die es dann bekannte. Oma Han vergab ihr und sie wurde froh und frei von der Schuld.

Der Dieb mit dem gestohlenen Schlüssel war in dieser Kinderstunde anwesend und die Botschaft traf sein Herz. Noch am gleichen Tag brachte er den Schlüssel und die Hefte zurück und bat um Vergebung.

Maria Friesen, Harsewinkel

Ein besonderes Mädchen

Sofia fiel durch ihr Verhalten direkt auf. Sie sei frech, manchmal sogar aggressiv, erzählte uns Marina Iwanovna. Unter den Mädchen im Tabor war sie sehr unbeliebt. Durch ihr auffallendes Benehmen suchte sie Aufmerksamkeit. Beim Basteln fragte sie mich plötzlich, ob ich sie liebe. Ich umarmte sie und sagte, dass ich sie sehr liebe. Nachdenklich meinte sie: „Mich liebt keiner!“ Während der Bastelstunde hatte sie auf einmal keine Lust mehr und wollte ihr Werk kaputt machen mit der Begründung, ihr Bild wäre sowieso am schlechtesten, keiner würde sie loben und sie würde lieber nicht mitmachen. Sofia litt sehr unter Minderwertigkeitskomplexen. Mit besonderer Zuwendung, Ermutigung und Gesprächen durfte ich ihr erklären, dass meine Liebe zu ihr auch darin besteht, Bastelsachen für sie vorbereitet zu haben und aus Deutschland zu ihr zu reisen, um ihr eine Freude zu machen. Sofia verstand es und bat um Vergebung. Sie bastelte dann ihr Bild motiviert zu Ende. Stolz und froh zeigte sie es auch den anderen Lehrern und bekam Lob von uns. Unsere lieben Geschwister, die diesen Lehrberuf dort ausüben, waren auch sehr ermutigt und dankbar für unseren Besuch und baten uns, bald wieder zu kommen.

Katharina Klassen, Harsewinkel

Die Roma-Kinder sehnen sich besonders nach Liebe und Zuneigung

…Gott ist so wunderbar!

Wir haben Gottes reichen Segen und sein Handeln so nah verspürt und gesehen. Wir durften Zeugen der entstandenen Frucht werden. Mit vielen Eindrücken bereichert, nahmen wir Abschied. Unsere Herzen waren so erfüllt, dass wir auf der

Die Schüler warten auf Besuch aus Deutschland.

Rb_2_18.indd 12 03.07.2018 09:08:53

Rückfahrt noch viel darüber sprechen mussten und auch schon Pläne für einige zukünftige Kinderfreizeit machten.

Wir erlebten erneut, wie Gott uns den Dienst mit den Kindern immer mehr ans Herz wachsen lässt und sind dankbar, dass er uns wieder einmal einen Einblick in sein Wirken gewährt und gezeigt hat wie er trotz schwieriger Umstände und der oft unüberwindbar scheinenden Hindernisse so vieles in Bewegung gesetzt hat. Dafür gebührt ihm allein die Ehre!

Möge Gott, unser treuer Vater, aus dem Leben dieser Kinder etwas machen, das zum Lob seiner Herrlichkeit dient.

Maria Friesen und Katharina Klassen, Harsewinkel

Jede Bastelstunde wurde mit Gebet abgeschlossen

ICH vergesse dich nicht!

20 Jahre Kinderheim Preobraschenije – Rückblich und Feier

Am 27. Januar 2018 hatten sich viele Gäste, Freunde, ehemalige und gegenwärtige Leiter und Kinder des Kinderheims Preobrashenije versammelt. Der Anlass war das 20-jährige Jubiläum des Kinderheimes. Der Raum, der die Form eines kasachischen nationalen Zeltes hatte, war feierlich geschmückt. Vorne am Rednerpult standen zwei Kinderfiguren aus Luftballons in Originalgröße. Die Säulen waren ebenfalls mit Luftballons geschmückt und über der Bühne hing das Motto dieser Feier: „ICH werde dich nicht vergessen." Das ist ein Teil des Bibelverses aus Jesaja 49 Vers 15: „Kann auch eine Frau ihr Kindlein vergessen, dass sie sich nicht erbarmt über ihren leiblichen Sohn? Selbst wenn sie ihn vergessen sollte — ich will dich nicht vergessen!"

Das Jubiläum war nicht nur ein Fest, es war die Aussprache des Dankes der zuallererst Gott gehört.

Das Motto sollte die Gewissheit ausdrücken, dass Kinder Gottes sich in seiner Hand geborgen wissen dürfen.

Ein herzliches Dankeschön gehörte aber auch all denen, die ein Teil ihres Herzens den, von ihren irdischen Eltern vergessenen, Kindern geschenkt hatten.

Alle Anwesenden wurden von den Kinderheimmitarbeitern mit einem Lied herzlich willkommen geheißen, mit einem Wort zu dem Mottovers von Alexander Kupsch begrüßt und in eine Gebetsgemeinschaft geleitet.

Zur Jubiläumsfeier versammelten sich Mitarbeiter, Freunde, ehemalige Bewohner mit ihren Familien und Unterstützer des Kinderheimes

Nach unserer brüderlichen Gebetsgemeinschaft wurde „Das Buch" geöffnet. Dieses Buch war 1,70 Meter groß, 20 cm breit und hatte fünf Kapitel.

Auf seinen Seiten wurde die ganze Geschichte des Kinderheimes wiedergegeben, denn auf jeder Seite redeten nicht einfach nur Buchstaben, sondern Menschen, die durch das Kinderheim in diesen Jahren gegangen sind. Auf diese Weise wurde die ganze Geschichte des Kinderheimes noch einmal durchlebt und die Herzen der Besucher von Geschichte zu Geschichte von Dank zu Gott erfüllt.

Im ersten Kapitel wurde der Beginn des Kinderheimes wiedergegeben. Vor 20 Jahren hat der Herr durch das Ehepaar Franz und Olga Tiessen die Arbeit mit Waisenkindern in Saran begonnen. Bruder Franz erzählte, dass sich seine Frau nach dem Tod ihres neugeborenen Sohnes leer gefühlt hatte. Gerade zu dieser Zeit schenkte Gott ihm den Gedanken ein Kind zu adoptieren, doch das klappte nicht und daraufhin leitete der Herr sie zu einer neuen, noch verantwortungsvolleren Arbeit.

Bruder Franz lag es jetzt auf den Herzen ein Kinderheim zu eröffnen

Rb_2_18.indd 13 03.07.2018 09:08:56

und so begann das Ehepaar Tiessen dafür zu beten. Weil viele Fragen noch offen und nicht zu bewältigen waren, so berichtete Schwester Olga, beteten sie erstmals ohne viel Glauben.

20 Jahre Kinderheim Preobrashenije - „ICH vergesse dich nicht“

Ende der 90ger Jahre sah es in Kasachstan wirtschaftlich nicht gut aus, viele verloren ihre Arbeit und sehr viele Eltern fingen an zu trinken. Das führte dazu, dass viele Kinder auf sich allein gestellt waren, durch Todesfälle ohne Eltern blieben, oder sogar einfach nur ausgesetzt wurden. Und in dieser, für eine ganze Nation schweren, Zeit sollte ein Kinderheim eröffnet werden und zwar ganz ohne staatliche Unterstützung.

Eines Tages zeigte Bruder Franz seiner Frau ein verkommenes Haus, das früher mal ein Kindergarten war. Er war fest davon überzeugt, dass es das Kinderheim werden wird. Olga war fassungslos, sie konnte es noch nicht glauben, dass es Wirklichkeit werden könnte. Doch Gott hatte schon für alles gesorgt. Kurz darauf wurde Bruder Franz nach Deutschland eingeladen, um in einigen Gemeinden zu predigen.

Sein Freund holte ihn am Flughafen ab und teilte ihm mit, dass ein einheimischer Gläubiger sehr gern jemanden aus Kasachstan kennenlernen würde, um über die Arbeit der Gemeinden dort etwas mehr zu erfahren.

Bruder Franz willigte ein. Keiner konnte ahnen, dass gerade dieses Treffen zum Eröffnen des Kinderheims beitragen würde. Bruder Franz erzählte von der Arbeit in Kasachstan und erwähnte nebenbei, dass sie über die Gründung eines Kinderheimes nachdenken. Nach diesem Treffen wirkte Gott am Herzen dieses Mannes. Nachts konnte der einheimische Bruder nicht schlafen. Er musste die ganze Nacht darüber nachdenken, dass die Kinder in Kasachstan Not leiden und er in Deutschland im Wohlstand lebt. Zu seinem Besitz gehörte ein teures Motorrad. Am nächsten Morgen nahm er einen Kredit über den geschätzten Wert seines Motorades auf, ohne zu wissen, ob er es verkaufen können wird. So traf er nochmals Franz Tiessen und überreichte ihm eine Spende von 20.000 DM für das zukünftige Kinderheim mit der Bedingung, dass sein Name niemals erwähnt wird. Er wollte keinen Dank annehmen, weil der Dank allein Gott gehört, der ihm diesen Gedanken gegeben hatte. Das war die endgültige Bestätigung, dass Gott dieses Vorhaben segnen wird. So konnte die Arbeit beginnen.

Nach einem Jahr, das Kinderheim war schon eröffnet, kamen sie in eine Geldnot. Sie wussten nicht, was sie am nächsten Morgen den Kindern zu essen geben sollten und Bruder Franz wandte sich mit seiner Frau zu dem, der alles weiß und mit dessen Hilfe seine Kinder immer rechnen können, zu Gott. Sie schlossen sich im Büro des Direktors ein und baten Gott darum, ihnen durch diese schwere Zeit hindurch zu helfen.

Am nächsten Morgen bekam er einen Anruf von seinem Freund aus Deutschland, der ihn bei seiner Reise vom Flughafen abgeholt hatte. Dieser erzählte, dass er einen Anruf von dem Bruder, der die 20.000DM gespendet hatte, bekommen hatte. Er lebte mittlerweile in Kanada und wollte eine Spende von 15.000 kanadische Dollar an das Kinderheim überweisen. Es stellte sich heraus, dass der Anruf

Rb_2_18.indd 14 03.07.2018 09:09:01

genau zu der Zeit kam, als er zusammen mit seiner Frau gebetet hatte. Das war keine erdachte Geschichte, sondern Wirklichkeit. Bruder Franz und seine Frau erlebten noch manches Wunder. Alles, was sie an diesem Abend erzählten, erfüllte die Herzen mit tiefer Dankbarkeit zu Gott.

Auf der nächsten Seite waren drei Personen abgebildet: die Direktoren des Kinderheimes. Die erste Direktorin war Olga Tiessen. Zehn Jahre hatte sie diesen Dienst getragen und jeden Morgen versammelten sich alle Mitarbeiter zu einem gemeinsamen Gebet. Der zweite Direktor war Dima Vischnikov. Er stand neun Jahre als Direktor dem Kinderheim vor. Zuerst hatte er als Erzieher mit den Kindern gearbeitet und danach als Leiter des Heimes und kannte somit die Bedürfnisse der Kinder. Nach seiner Ausreise nach Deutschland, übernahm diese Aufgabe Gerhard Abramov, der jetzt schon über ein Jahr Direktor ist. Gerhard ist gelernter Chirurg und kann seine ärztliche Erfahrung hier sehr gut einsetzen. Bruder Gerhard richtete an alle ein Segenswort und bat für ihn zu beten.

Auf der dritten Seite ging es um das Kinderheim heute. In den 20 Jahren ist so einiges geschehen:

- 224 Kinder wurden insgesamt im Kinderheim aufgenommen
- 174 Kinder haben das Kinderheim aus unterschiedlichen Gründen verlassen:
  - o 51 Kinder leben schon selbstständig
  - o 13 Kinder wurden adoptiert
  - o 60 Kinder wurden von ihren Eltern zurückgenommen
  - o 29 Kinder wurden unter Vormundschaft genommen
  - o 21 Kinder sind in ein anderes Kinderheim übergegangen
- 40 Kinder haben sich taufen lassen
- 43 Kinder haben schon eine eigene Familie

Wenn man sich diese Zahlen anschaut, wird das Herz voll Freude und neuer Kraft erfüllt. Der Herr hat bis hierher geholfen und Ihm allein gebührt der Dank, dass diese Kinder erzogen werden durften. Ihm sei der Dank besonders dafür, dass 40 von ihnen ihr Leben dem Herrn übergeben und es in der Taufe bestätigt haben. Leider ist nicht jeder dem Herrn treu geblieben. Ein großes Anliegen und tägliches Gebet der Erzieher ist, dass diese Kinder wieder zu Jesus finden und mit ihm leben. Jeden Morgen treffen sich die Erzieher und beten für jedes Kind, das im Kinderheim war und ist.

Anja K. mit Ihrem Mann Alex und den Kindern. Sie gehörte zu den ersten Kindern des Heimes

Zwischendurch erwartete die Besucher im Erdgeschoss ein leckeres Abendessen, dass Freunde aus Almaty vorbereitet hatten. Als ersten Gang gab es eine Suppe „Soljanka“ mit verschiedenen Wurstsorten und Rindfleisch, Oliven und Zitrone. Als zweiten Gang gab es Kartoffel-Püree mit Rindersoße und Hähnchensteaks, gefolgt von der Kinderheim-Torte. Diese Torte war mit einem Foto auf Esspapier dekoriert. Die Mitarbeiter des Kinderheims sind Sergey Ilyaschenko und seinem Team für den großen Dienst, den sie erwiesen haben, sehr dankbar. Dadurch hatten alle Mitarbeiter die Möglichkeit an der Feier teilzunehmen.

Die Kinder aus dem Kinderheim „Preobrashenije“ bildeten einen kräftigen Chor

Rb_2_18.indd 15 03.07.2018 09:09:05

Auf der vierten Seite ging es um Freunde, die beständig für das Kinderheim beten, und auf unterschiedliche Weise die Arbeit unterstützen, das Heim besuchen und die Kinder nicht vergessen.

Es gibt viele Freunde, die aus Zeitgründen nicht erwähnt werden konnten. Die Mitarbeiter sind allen, die sich von Gott gebrauchen lassen haben, von Herzen dankbar, sonst könnte das Kinderheim heute nicht existieren. Wer Freudigkeit hatte, konnte ein Zeugnis oder ähnliches weitergeben.

Nach diesem wurde für das Kinderheim ein Gebet mit emporgehobenen Händen gesprochen, wozu die Leiter von Missionswerken und Freunde aus den Hilfswerken nach vorne gebeten wurden.

Für alle Kinder und Gäste wurde ein Festmahl zubereitet

Die Kraft der Gebete verspüren die Geschwister in den verschiedensten Bereichen im Leben des Kinderheimes immer wieder.

Die letzte Seite wurde den Kindern gewidmet, die das Kinderheim schon verlassen haben. Sie bereicherten die Feier mit einem Lied. Ihr Wohlergehen liegt den Mitarbeitern sehr am Herzen. Im Anschluss gab es die Möglichkeit, vor allem für die erwachsenen Zöglinge des Kinderheims zu beten.

Am Ende erwartete die Anwesenden eine Überraschung.

Alle Mitarbeiter, die während der 20 Jahre im Heim gearbeitet hatten, bekamen als Erinnerung an die gesegnete Zeit eine Holztafel mit dem Logo des Kinderheims und der Aufschrift „Ich vergesse dich nicht“.

Für die Kinder gab es Päckchen mit Süßigkeiten.

Die Abgänger erhielten eine Tasse mit dem Logo und Foto des Kinderheims. An die anderen Anwesenden wurden Kugelschreiber verteilt.

Die Gemeinschaft wurde in Austausch und Gebet bis in die Nacht fortgeführt: man spürte den Segen Gottes über der Feier.

Die Mitarbeiter sind allen Freunden und Betern für die Gebete, die Liebe und alle Unterstützung sehr dankbar.

Alex Kupsch, Saran-Fulda

Albert Froese mit dem ersten Kinderheimchor aus dem Kinderheim „Preobrashenije“. Viele von ihnen haben schon eigene Familien und sind in verschiedenen Gemeinden in Kasachstan tätig.

Rb_2_18.indd 16 03.07.2018 09:09:10

Mit dem Löffel schreiben

Lebenslang Invalide und doch glücklich!

„…Du sicherst mir mein Los." Ps. 16,5b

Für mein Schicksal bin ich Gott dankbar. Als Christ verstehe ich, dass Gott keine Fehler in seinen Entscheidungen macht. Ich möchte etwas berichten: von mir, von meiner Geburt und von dem, wie der Herr mir den Weg zu ihm gezeigt hat, welchen ich auch gehe, ungeachtet meiner körperlichen Behinderungen. Um dieses Zeugnis zu schreiben, benutze ich ein Tablet und ein Stäbchen, dass ich zwischen den Zähnen halte.

Die Ursache dieser Behinderung war meine schwere Geburt. Ich kam halb tot zur Welt und wurde von den Ärzten belebt, was schwere Folgen für mein weiteres Leben hatte. Ich kann nicht gehen, kann meine Hände nicht gebrauchen und benötige ständig Hilfe und Pflege. Dennoch bin ich Gott für den klaren Verstand dankbar, wenn auch meine Sprache für den Zuhörer etwas schwer zu verstehen ist. Ich kann Gott loben und predige ab und zu in der Gemeinde. Ich bin im Jahr 1978 in der Ukraine Gebiet Odessa geboren, als letztes (neuntes) Kind in unserer Familie und bekam von den Geschwistern den Namen Sergej.

Von Gott erzählte mir das erste mall meine gläubige Mutter. Sie hieß Maria. Ich hörte gerne christliche Radiosendungen, Predigten, Geschichten und Zeugnisse. Die biblischen Geschichten von Mose und Josef und von den Leiden Hiobs hinterließen bleibende Spuren in meinem Herzen. Leider hatte ich in meiner Kindheit keine Möglichkeit, die Gottesdienste zu besuchen. Im Jahr 1994, als ich einen Rollstuhl bekam, wurde ich das erste Mal zum Gottesdienst gebracht. So konnte ich Gemeinschaft mit den Kindern Gottes haben. Meine Nichte schob meinen Rollstuhl durch unsere Dorfstraßen und ich freute mich, Häuser, Menschen und Autos zu sehen. Früher hat mich mein ältester Bruder einige Male im Sommer mit dem Motorrad mitgenommen und wir fuhren durch Felder und Wiesen. Auf solche seltenen Spazierfahrten habe ich mich immer sehr gefreut. Die Schule konnte ich wegen meiner Krankheit nicht besuchen, meine Hände sind steif, ich kann nicht schreiben. Das Lesen brachte mir meine Schwester bei und als ich ein Handy bekam, konnte ich Nachrichten schreiben (ich hielt einen Löffel zwischen den Zähnen und drückte die notwendigen Buchstaben und Zahlen). In der Kindheit spielte ich mit meinen Spielsachen mit der Hilfe einen Löffels. Er ersetzt mir meine Hand.

Das Bethaus befand sich nicht weit von unserem Haus. Als Jesus mein Herz berührte, betete ich zu Ihm und Er vergab mir alle meine Sünden. Seit 2001 bin ich durch Gottes Gnade Mitglied der Gemeinde Jesu Christi. Ich schätze mich sehr glücklich, Jesus als meinen Freund zu haben. Er tröstet und unterstützt mich in schwierigen Tagen.

Im Jahr 2004 traf unsere Familie ein schwerer Verlust. Meine liebe Mutter ging Heim und ich blieb mit meinem Vater im großen Elternhaus zurück. Jetzt wurde ich von meiner ältesten Schwester und ihrem Sohn versorgt.

Dieses Jahr feierte ich meinen 40. Geburtstag. Von der Wiege an führt der Herr mich mit seiner liebenden Hand.

Im Jahr 2015 wurde ich von den Brüdern zu einer Freizeit für Invaliden eingeladen. Da bekam ich vom Herrn ein wunderbares Geschenk - einen elektrischen Rollstuhl, den ich selbst bedienen kann. Wieviel Freude und Dank erfüllten mein Herz für diese wunderbar erwiesene Gnade. Ich fahre einkaufen, transportiere Holz, besuche die Gottesdienste und fahre einfach spazieren. Als meine Dorfbewohner den Rollstuhl sahen und wie ich den selbst bediene, wunderten sie sich sehr.

Ungeduldig erwarte ich die nächste Freizeit für Menschen mit Behinderung. Ich freue mich auf die Gemeinschaft mit Freunden und bin mir sicher, dass es neue Bekanntschaften geben wird.

Liebe Freunde, die ihr diese Zeilen liest, unser liebender Gott segne euch und helfe euch, nie den Mut zu verlieren in diesem kurzen Leben, denn Er hält unser Leben in seiner liebenden Hand!

Nur Gott ist meine Hoffnung
Nur Er ist mein Fels.
Ist mein Weg hier auch dornig,
führt in den Himmel er einst.

Sergej Stojanow, Odessagebiet

Sergej sammelt Brennholz für den Winter

Rb_2_18.indd 17 03.07.2018 09:09:11

Vor 100 Jahren: Mennoniten nehmen die Waffe zur Selbstverteidigung

In den Wirren des russischen Bürgerkrieges brachen die Mennoniten 1918 ihr Jahrhunderte altes Prinzip der Wehrlosigkeit, beteiligten sich an dem gegen das Bandenwesen organisierten Selbstschutz der deutschen Kolonisten und nahmen am harten, bewaffneten Kampf teil. Keiner der Beteiligten ist mehr am Leben. Diese bittere Seite der Geschichte wird zwar hier und da erwähnt, aber kaum jemand wagt es, dazu ein klares Wort zu sagen. Wir haben die Not jener Zeit nicht miterlebt und wollen deshalb kein übereiltes Urteil fällen. Wir versuchen hingegen das damalige Zeitgeschehen zu schildern und stellen hier einen Artikel mit dem Titel „Wie es kam!" des Evangelisten Adolf Reimer (1880-1922) vor. Er wagte es, damals die ganze Sache differenziert zu analysieren. Ihm ging es nicht nur um den Bruch des Prinzips der Wehrlosigkeit, sondern um die Beziehung der Mennoniten zu Gott, zur Welt und ihrem irdischen Besitz.

David Reimer aus Bielefeld sandte uns kürzlich einen Scan des Artikels und schrieb dazu: Ein Artikel von Adolf Abram. Reimer über Selbstschutz und Wehrlosigkeit aus der „Mennonitischen Rundschau" 1930. Im Scan findet sich die Kopfzeile Rundschau-Kalender, *S.36-54*

Die geschichtlichen Beiträge in diesem Heft sind eine Fortsetzung des Artikels „Vor 100 Jahren: Die russische Revolution und die Mennoniten" in Aquila, 1/17, S.20-29 und wurden von Viktor Fast verfasst.

Adolf Reimer – ein kurzer Lebenslauf

Adolfs Großvater Jakob Reimer war ein aktiver Erweckungsprediger und 1860 einer der Mitbegründer der MBG. Sein Vater Abram Reimer kam 1878 als Bibelkolporteur nach Tiflis (Tbilisi) und heiratete dort Emma Kalweit. Sie war die Tochter von Martin Kalweit, einem deutschen Baptisten, der 1867 in Tiflis den russischen Molokaner Nikita Woronin auf den Glauben taufte. In Tiflis wurde Adolf Reimer am 1.10.1880 geboren. Die Familie zog mehrfach um: 1883 nach Wiesenfeld, eine Siedlung, die der Großvater Jakob Reimer gegründet hatte; 1885 nach Memrik, wo Abram Gesangführer und Sonntagsschullehrer war; und 1892 nach Saizewo (Alexanderheim, 6 Werst von Wiesenfeld). Dort wurde Adolf als 15-Jähriger von Wilhelm Dyck getauft und vom Ältesten Aron Lepp in die MBG aufgenommen. Mit 15 Jahren hielt er in Tiegenhagen, Molotschna, seine erste Predigt. Ab 1895 begannen seine Studienjahre, und 1899 schloss er die pädagogischen Klassen der Halbstädter Zentralschule ab. Als Student half er einigen seiner Mitstudenten zur Bekehrung. Er war als Lehrer zuerst in Wiesenfeld (1899-1902) und später in Tiege, Molotschna (1902-1905), tätig.

1902 begann er unter russischen Arbeitern, Knechten und Mägden in den mennonitischen Dörfern zu predigen. Am 1.1.1905 heiratete er Sara Goossen aus Alexandertal, Molotschna. Die MBG in diesem Dorf wurde zum Rückhalt für seinen weiteren Dienst.

Im Oktober 1905 widmete sich Adolf Reimer ganz der Missionsarbeit. Vom Süden bis zum Norden durchzog er Russland und predigte das Evangelium in den verschiedensten Orten und Situationen, in Gemeinden, oder gelegentlich auch in Theatern. Er unterrichtete 1913-1914 in der Bibelschule in Petersburg und kam während des Kriegs in den mennonitischen Sanitätsdienst. Seine Frau zog 1917 zurück nach Alexandertal.

Während des ersten Weltkriegs war Adolf Reimer in Kiew stationiert. Er gründete dort im April 1917 einen Christlichen Soldaten-Verein und führte in der Stadt öffentliche Evangelisationen durch.

Nach seinem Sanitätsdienst kehrte Adolf 1918 zu seiner Familie zurück. Er nutzte die ruhigere Zeit unter der deutschen Besatzung für Evangelisation unter den Russen und führte in den mennonitischen Dörfern Bibelkurse durch. Mit Jakob Dyck, dem Leiter der Zeltmission, suchte er die mennonitischen Gemeinden zum aktiven Missionsdienst unter der Bevölkerung zu bewegen. Während dem Bürgerkrieg 1918-1920 predigte Adolf unter der Bevölkerung, aber auch unter den Soldaten der verschiedenen durchziehenden Armeen, wie den Roten, den Weißen oder auch den Bandenkämpfern. Als der Gemeindevorstand ihn einmal vor der Gefahr, die damit zusammenhing, warnte, gab Reimer zur Antwort: „Brüder, auch die Roten haben eine Seele, die gerettet sein will, und wir müssen ihnen das Evangelium predigen."

1920 leitete Adolf Reimer die Zeltevangelisation im Tambowgebiet, die zwar ohne Zelt, aber mit vielen spontanen Versammlungen in Dörfern und Städten durchgeführt wurde.

Nach dem Bürgerkrieg kam die große Hungersnot. Auch in dieser Zeit predigten Adolf Reimer und andere Brüder der Zeltmission in den russischen Dörfern und Städten. Zuletzt predigte er vier Monate lang in Kiew, wo es einige große Gemeinden gab. An Fleckentyphus schwer erkrankt, wurde er nach Hause gebracht und starb am 30. Mai 1922 in Frieden. Vor dem Sterben rief er dreimal aus: „Herr Jesus, wie ist dein Evangelium so einfach und wie ist deine Gnade so groß!".

Benutzte Quellen:

1. „Friedensstimme" Nr.33 / 11.09.1919
2. *Aron A. Töws: Mennonitische Märtyrer der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart. – Winnipeg 1949 Selbstverlag, S.67-70*
3. *A.H. Unruh: Die Geschichte der Mennoniten-Brüdergemeinde in Russland 1860-1945. – 1. Auflage Winnipeg, 1955. Auflage 2010, Samenkorn, Steinhagen, S.312-315*
4. *H.H. Goossen. Adolf Reimer, ein treuer Bote Jesu unter Deutschen und Russen. - Yarrow, B.C., Canada*
5. *Hans Kasdorf: Flammen unauslöschlich. Mission der Mennoniten unter Zaren und Sowjets 1789-1989. – Logos-Verlag, 1991, S.138-140.*
6. *Johannes Reimer: Evangelisation im Angesichte des Todes. – Logos Verlag, Lage 2000, S.40-41, 47, 55-58, 139-145, 162*
7. Здесь терпение и вера святых. Кн. *1.* Собрал И.П.Плетт. – МСЦ ЕХБ, Христианин, 2010, с.48-53.
8. *David Reimer: Privates Archivmaterial*
9. *Wunderbar geführt. 50 Jahre Gemeinde Nowopawlowka 1958-2008. – Samenkorn, Steinhagen 2012, S.164*

In diesen Publikationen werden die Lebensdaten leider verschieden angegeben, in diesem Artikel stehen die von seinem Enkel David Reimer ermittelten Angaben.

Rb_2_18.indd 18 03.07.2018 09:09:11

Wie es kam!

(Geschichtlicher Rückblick in die Zeit des mennonitischen Selbstschutzes an der Molotschna und die Zeit der Machnowzen.)
Vom verstorbenen Missionar unter den Russen, Adolf A. Reimer.

Und es kam doch!

Ende Februar und anfang März 1918. Monate lang hatte Machno[1] mit seinen Banden im Gebiete von Guljajpolje hausiert. Viele der dortigen Bewohner hatten ihr Leben verloren, von Verlust materiellen Gutes schon nicht zu reden. Furcht und Entsetzen war auf die Leute gefallen. Fast alle Übriggebliebenen waren geflüchtet. Machno's Einfluss und Anhang wuchs immer mehr. Anfangs dachte man nur an eine Diebs- und freche Mordbande. Doch trieb er's mit der Zeit immer schlimmer und weiter. Da stieg die Frage auf: Sollte er am Ende näher, gar bis zu uns an die Molotschna kommen? Es wurde den Leuten bange ums Herz. – Nein, das darf nicht sein! Das wollte man verhüten! Ach wie stark war der Wunsch, dass er doch nicht käme! Wie viel wurde gebetet! Wie wartete man auf die Liquidation dieser Affäre! Man wünschte, man hoffte, man schaute sich die Augen aus nach Hilfe. Hilfe von irgendwo! Die Hetmanregierung war machtlos und stürzte ein. Doch kamen Freiwillige. Zudem tauchten allerlei Gerüchte von anderer Stütze auf. Wie lieblich klangen die den Ohren! Sie wurden geglaubt und weiter kolportiert, bis sie sich als Lüge erfanden. Hindenburg[2] solle kommen, Shitomir[3] sei gefallen. Oder die Japaner würden erscheinen, usw. Endlich wurde man müde von all dem Gewäsch! Ja, aber wie soll es mit Machno werden? Wie das Leben retten und die Wirtschaften?

Da taten die Mennoniten etwas, was unerhört war! Was Jahrhunderte nicht getan worden war! Sie griffen zu den Waffen! Sie, die Wehrlosen! Da ritten sie in nobler Uniform, die Flinte über dem Rücken, manche mit dem Degen an der Seite. Unsere Sanitäre, Waldwächter und Forsteier. Die ganze mennonitische Welt hatte sich auf den Kopf gestellt. Machno und Genossen sollten nicht kommen!

Die letzten Wochen waren sehr bange. Die Front rückte immer näher. Da fuhren unsere Brüder, unsere Jungen ab! Dumpf dröhnte der Kanonendonner in unsere Dörfer herüber. Sollten die Roten am Ende doch kommen? Ach nein, so weit wird's nicht kommen. Man beruhigte, man tröstete sich: „Die Lage ist ernst, aber nicht besorgniserregend", so ungefähr schrieb die „Friedensstimme"[4]. Gegen Machno kämpften die Freiwilligen. Unser Selbstschutz half. Es hieß, es würde Verstärkung kommen. Waffen und Munition waren da. Es gab Siege! Alt-Montal, Grüntal[5] usw. Mitten in banger Erwartung loderte frohe Hoffnung auf: „Es wird vorübergehen".

Adolf Reimer mit seiner Frau Sara geb. Goossen und Großvater Martin Kalweit

Der Prediger Heinrich Voth (1900-2002) sagte auf dem Geschichtetreffen ca. 1998 in Lemgo: Gott begann 1917 auf unser Gebet „Von der Erde reiß mich los" zu antworten. Erst nahm er uns das Land, dann mussten wir uns entscheiden, ob wir glauben, auch wenn es Nachteile im Leben bringt („mache meinen Glauben groß"), danach mussten wir Treue in Verfolgung lernen („gib mir einen treuen Sinn"), und schließlich wurde das Leben von vielen Gläubigen gefordert („nimm mich ganz, mein Jesus hin").

Und schließlich? – Die Freiwilligen flohen! Da musste auch unser tapfere Selbstschutz nachgeben. Da kehrten sie zurück, die armen Männer und Jünglinge. Ihre Waffen mussten sie ablegen, abgeben. Und nun war Machno da! Wie eine Flut kamen seine Heere. Und jetzt wirtschafteten sie![6] Also doch!! Ja, doch, es war gekommen!

Aber wie war's denn gekommen?

Wenn man die Geschichte irgendeines Ereignisses studiert, so ist es, als ob bei demselben zwei Linien, etwa zwei Eisenbahnschienen nebeneinander laufen: die erste eine offenbare, die andere eine mehr verborgene. Die eine bildet sich durch das Aneinanderreihen der einzelnen Tatsachen, wie sie äußerlich geschehen. Die andere zeigt ein wandelbares Ineinanderfassen von Ursachen und Wirkungen. Da sind gewisse innere Bedingungen, besondere Zustände, die oft schon sehr lange vorher da waren, und die endlich diese oder jene äußeren Folgen nach sich ziehen. Verfolgt man diese zwei Linien, so findet man auf viele „Warum?" auch ein „Darum." Und, was noch wichtiger ist, da sieht man Gottes Fußstapfen, Seine Vorsehung, Sein Walten, Sein Strafen, Richten, Erziehen!

---

1 Machno – Führer der anarchistischen Banden. Guljajpolje (Gulaj-Pole) war das Zentrum der Wirksamkeit von Machno. Diese und viele andere Namen werden in den Begleittexten zu diesem Artikel ausführlicher erklärt. (*Alle Fußnoten von V. Fast*)
2 Paul von Hindenburg war der Chef des deutschen Reichsheeres während dem 1. Weltkrieg.
3 Shitomir – eine Stadt in Wolinien (Ukraine) im Hinterland der Russischen Front.
4 „Friedensstimme" – die mennonitische Zeitschrift 1905-1914, die 1918-1920, wenn die Umstände des Bürgerkriegs es nur möglich machten, unter verschiedenen Namen wieder herausgegebenen wurde.
5 Dörfer der deutschen Molotschna-Kolonien nordwestlich von Halbstadt
6 März 1919

Rb_2_18.indd 19 03.07.2018 09:09:12

Also wie kam es bei uns Mennoniten?

Ich will nicht besonders zurückgreifen in die Zeit des Krieges von 1914[7] und weiter. Dann schon fing unsre Geschichte an inhaltsreich zu werden. Einesteils bei den vielen Mobilisationen und Strömen von Blut, die sich über unser armes Land ergossen, das alte Privilegium: Befreiung vom Waffendienst. Wunderbare Begünstigung vor allen Söhnen Russlands, die man uns noch immer ließ. Andernteils zogen schwere Gewitter herauf: Landliquidation, Verarmung, Vertreibung mit Weib und Kind von Haus und Hof.[8] Doch die Wolken zogen vorüber.

Auch der Krieg näherte sich seinem Ende. Wir fingen an nach Hause zu kommen. Da war nur etwas, was Trübung der Freude bewirkte. Das war das sogenannte „Sichlosmachen“.[9] Gewissenlose Beamte ließen sich bestechen und viele gewissenlose Männer (gewissenlos wenigstens in dieser Sache) bestachen. Das war Sünde! Bei manchen mag ja auch Unwissenheit gewesen sein. Viele jedoch, wenn sie sich wahrhaft belehren und vor Gott ins Reine kommen wollen, sollten diesen Punkt ihres Lebens bekennen und darüber Buße tun.

[Wen besitzt der Besitz?]

Also: wir waren zu Hause. Und nun kam die schwere Zeit. Kerenskys Regierung stürzte. Die Novemberrevolution 1917 gab das Heft Ruhlands in die Hände der Bolschewiki. Am Kopfe und Herzen Russlands, Petrograd und Moskau, fing es an, und dann ergoss es sich weiter. Wir hatten die Räteregierung, die „Ssowette“. Im Januar 1918 kamen sie auch zu uns an die Molotschna. Da fing ein Leben an, das wir nie kannten und uns nie gedacht hatten. Alle Begriffe von Mein und Dein, von Besitz und Verhältnis zum Besitz stürzten wild durcheinander. „Eure Wirtschaften, Pferde, Wagen, Geld – gehören euch nicht mehr. Die gehören niemand und allen.“ Das war gewaltig neu! Das war zu ungewohnt! Wuchtige, dumpfe Schläge an den Kopf! Wie viel von Ererbtem, hart Erarbeitetem, sorgfältig Erspartem zerrann nun wie Wasser! Da fing mancher an, sich zu besinnen über sein Verhältnis zu seinem Hab und Gut, zu seinem Reichtum.

Geiz, Habsucht – darüber war ja viel gepredigt und geschrieben worden. Aber daran hatte man sich gewöhnt. Geiz war etwas so Ungreifbares, so Unsichtbares. Entweder leugnete man ihn kurz bei sich weg, oder man konnte ruhig darin verharren und doch ein guter Mennonit, ja sogar Christ sein. Jetzt aber, als die „Towarischtschi“[10] eins nach dem andern nahmen, als sie drohten, alles zu nehmen, da hatte Gott die Frage gestellt: „Bist du am Ende doch geizig, habsüchtig gewesen?“ – Jetzt hörte man die Frage. Man sann darüber nach, und bei manchem gab’s tiefe Selbsterkenntnis, ernste Reue und viel heilige Versprechen.

Was das Verhältnis zum Besitz betraf, so war das bei unserm Volk ein dreifaches. Da war zuerst die Klasse anderer, die da klipp und klar sagten, wenigstens dachten: „Mein Besitz gehört mir und sonst niemand! – Den habe ich von meinem Vater bekommen, oder ihn gar selber erarbeitet, bin dabei ehrlich gewesen (ausgeprägte Betrüger gibt es bei uns dochwohl nur wenige), ich habe gespart, – folglich ist er mein!“ Ihre Steuern bezahlten sie einigermaßen pünktlich, für Wohltätigkeitszwecke aber gaben sie nichts, oder aber sie gaben gelegentlich ganz wenig, um doch nur nicht als geizige in den Mund der Leute zu kommen. Dass sie selbst und all ihr Besitz Gott gehörten, das war von ihnen völlig unbegriffen und nie erlebt worden.

Dann kam die 2. Klasse, die Klasse derer, die da auch sagten: „Mein Besitz gehört mir,“ aber die da hinzufügten, und zwar sehr ehrlich: „Ich diene damit Gott.“ Je nachdem bei solchen Licht, Treue und Liebe war, gaben sie Gott mehr oder weniger. Manche gaben sogar den Zehnten von all ihrem Einkommen. Das war viel und schön. Aber sie fügten dann hinzu (wenn meistens nicht mit Worten, so doch mit der Gesinnung): „Das Übrige aber gehört mir.“ So standen sehr viele. Mancher wirklich wahre Christ, mancher Prediger wird zugeben: „Ja, das war meine Lebensanschauung. Sie sagten auch nicht: „Ich und alles was ich habe, gehören meinem Gott.“ Aus solchem Verhalten zum Besitz erfolgte logisch auch manches Leiden der Zeit. Weil der Besitz der ihrige war, so mussten sie um die Erhaltung desselben fürchten. Wie viel Angst und Sorge gab’s da: „Werde ich am Ende alles los?“ Wie viel Schelten und Beschuldigungen über die, welche man zunächst sah, die es nehmen wollten oder nehmen! Und wenn es genommen war, dann gab es solche schmerzliche Leere im Herzen, war’s doch das Ihre, das da fort war. Ach ja, der liebe Besitz, wie war’s jetzt mit ihm so schwer!

Dann gab es noch eine dritte Klasse von Menschen. Die sagten: „Mein Besitz gehört dem Herrn! Wohl ist er in meinen Händen.

Mennoniten und Wehrdienst in Russland

Die Mennoniten siedelten aus Westpreußen in vielen Schüben ab 1789 bis 1870 als Bauern auf Neuland in den Steppen Russlands an. Sie wurden dazu jedes Mal von der Zarenregierung eingeladen. Sie siedelten in geschlossenen Kolonien mit eigener Verwaltung an. Sie hatten über das günstige Angebot Russlands zusätzlich verhandelt und als einzige Konfession das Recht bekommen, ohne Einmischung der Regierung ihr geistliches Gemeindeleben zu gestalten. Dazu gehörte auch die Befreiung vom Wehrdienst. Anfänglich war diese Befreiung allen ausländischen Kolonisten „für ewige Zeiten“ angeboten, dann in den 1870ern hatten allein die Mennoniten diese Befreiung in zähen Verhandlungen verteidigen müssen. 1880 bis 1914 leisteten die mennonitischen jungen Männer einen Ersatzdienst in extra dazu angelegten Forsteien und pflanzten Waldstreifen in den weiten Steppengebieten.

Während dem 1. Weltkrieg (1914-1918) wurden 14.000 Mennoniten eingezogen, von denen 6.000 als Sanitäter in Spitälern und an der Front ihren Ersatzdienst ableisteten. Die anderen wurden wie bis dahin in den Forsteien oder in anderen wirtschaftlichen Bereichen eingesetzt. Wie alle deutschen Kolonisten waren die Mennoniten von den Liquidationsgesetzen betroffen, die den Landbesitz der Russlanddeutschen reduzieren oder liquidieren sollten. Die deutschen Siedler aus der Nähe der Frontlinie wurden in das Inland umgesiedelt. (*Siehe Artikel „Vor 100 Jahren: Die russische Revolution und die Mennoniten“ in Aquila,1’17, S.20-29.*)

[7] 1914 begann der 1. Weltkrieg. Die Mittelmächte (Deutschland und Österreich) verfingen sich in einem unheilvollen Krieg mit den Staaten der Entente (Russland, Frankreich, Großbritannien u.a.).
[8] Angedroht durch die Liquidationsgesetze (siehe die Begleittexte und den Artikel in Aquila 1’17, S.22).
[9] Zu dieser Sache fanden wir keine Zeugnisse sonst.
[10] = „Genossen“, die Anrede unter den Revolutionären.

Rb_2_18.indd 20 03.07.2018 09:09:12

Die Oktoberrevolution in Russland 1917 – Beginn der kommunistischen Parteidiktatur

Als Ergebnis der Februarrevolution war der Zar Nikolai II am 15.3.1917[1] gezwungen abzudanken und eine provisorische Regierung begann mit weitreichenden Reformen. Der Sozialist Kerenskij war ab Juli ihr Ministerpräsident. Doch konnte diese Regierung nicht die Ordnung im Staat aufrechterhalten. Das Land war durch den Krieg ruiniert und die Bevölkerung unzufrieden. Durch einen gewaltsamen Umsturz in Petrograd wurde die provisorische Regierung entmachtet und die Bolschewiken (Kommunisten) ergriffen am **7.11.1917** (in Russland war es der 25.10.) die Macht in Russland (die **Oktoberrevolution**). In dem folgenden Monat schaffte es die radikale, sehr zentralistisch organisierte Partei unter Lenins Führung, die Macht in allen großen Städten des Reiches zu übernehmen. Langsamer ging die Machtergreifung in ländlichen Gebieten und der Peripherie vonstatten.

Die Diktatur des Proletariats wurde ausgerufen, aber von Anfang an war es eine Parteidiktatur. Alle alten höheren Staatsorgane wurden durch die neue Räte-Regierung unter W.I. Lenin ersetzt. Sie erließ sofort eine Reihe von drastischen Maßnahmen. Die früheren Verwaltungsstrukturen wurden aufgelöst und allerorten Arbeiter- und Soldatensowjets, in Dörfern Bauernsowjets, gebildet, die zunächst völlig willkürlich agierten. Es folgte die Enteignung des Großgrundbesitzes, die Aufhebung der Pressefreiheit, Nationalisierung der Banken und der Großindustrie, Trennung von Staat und Kirche (Verbot des religiösen Unterrichts in den Schulen) und der Beginn der separaten Friedensverhandlungen. Das alte Gesetzsystem wurde durch das willkürliche Klassengespür ersetzt. Es wurde ernst gemacht mit dem Grundsatz: Eigentum ist Diebstahl und Reichtum ist Verbrechen.[2]

Am 7.12. wurde eine Außerordentliche Kommission, die berüchtigte TschK (ЧК), unter der Leitung von F.E. Dsershinskij gegründet, die Gewaltmaßnahmen gegen die Gegner der Räte-Regierung durchführen und der Partei das Machtmonopol sichern sollte. Die Geheimpolizei der Sowjets war geboren. Leo Trotzki, einer der Führer der Bolschewiken erklärte: „Für jeden getöteten Revolutionär töten wir zehn Konterrevolutionäre.“ So begann unter der Losung der Schaffung einer neuen Gesellschaftsordnung eine 70-jährige Gewaltherrschaft.

Die neue Staatsregierung kündigte sämtliche Schulden der alten Regierung auf und die Verfassunggebende Versammlung wurde am Tag nach ihrer Eröffnung (am 19.1.1918) unter Gewalteingriff aufgelöst. Die Armee lief auseinander – ein Friedensvertrag mit den Mittelmächten (Deutschland und Österreich) war dringend notwendig. Das Land war überflutet von heimreisenden Soldaten, die Eisenbahn war überfordert und funktionierte nicht mehr ordentlich. Trotz der Friedenspropaganda der Bolschewiken vor ihrer Machtergreifung wurde ab Januar 1918 die Rote Armee für die Verteidigung der Revolution aufgebaut. Das Land versank in Willkür und Bandenwesen. Anfang März zog die Regierung aus dem gefährdeten Petrograd in die alte Hauptstadt Moskau um.

[1] Alle Daten in diesem Artikel werden nach dem in Westeuropa üblichen gregorianischen Kalender angegeben. Bis 1918 war in Russland der julianische Kalender üblich, deshalb wurden alle Datum 13 Tage verschoben. Zum Beispiel das Abdanken des Zaren geschah nach dem julianischen Kalender am 2. März.

[2] So schrieb es der greise Älteste Heinrich Unruh: „Aus schwerer Zeit“, Volksfreund, 27.4.1918, S.1-2

Ich nutznießte ihn. Ich gebe davon vielleicht den Zehnten oder so etwa, aber das bedeutet nicht, dass die übrigen 9/10 mir gehören. Es ist alles des Herrn.“ Diese Leute hielten es nicht für eine Sünde, eine Wirtschaft oder dergl. zu haben. Wenn der Herr das gab, so konnte man es ruhig besitzen und es durch Dank heiligen. Aber sie hingen ihr Herz nicht daran. Sie hatten die allein richtige biblische Lebensanschauung: „Wenn wir aber Nahrung und Kleider haben, so lasset uns genügen“ (1.Tim. 6-8). Sie gaben ihr Vermögen nicht geradezu alles fort, aber sie hätten es getan, wenn der Herr es gefordert hätte. Solche Leute hatten es in dieser Zeit natürlich leichter. Ihr Vermögen war Gottes Vermögen, und darum konnten sie es ruhig Gott überlassen, ob Er es ihnen fortnehmen ließ, oder es ihnen gewährte. So ungefähr war die Grundstellung dieser Klasse von Leuten, der sie im Leben suchten treu zu sein. Natürlich waren solcher Leute nicht viele. Vom größten Teil unserer Gesellschaft wurde allgemein geklagt, dass er stark am Materialismus litt.

Nun das war auch ganz klar. Die Grundstellung zum Herrn der meisten war nicht eine richtige. Man war Ihm nicht genug ergeben, deshalb war auch das Verhältnis zum Besitz nicht richtig. Wo das Herz ganz Gott gehört, da werden auch alle Fragen des Lebens mehr oder weniger göttlich gelöst werden. Wäre Gott uns nur größer gewesen und wir vor Ihm kleiner!

Propagandabild aus Stalinzeit: Wladimir Lenin mit Josef Stalin begeistern die Arbeiter und Bauer zur Proletarischen Revolution in Russland

Rb_2_18.indd 21 03.07.2018 09:09:12

[Segen der Eingriffe]

Die Ssowette-Zeit nun, von Januar 1918 bis Mai, mit ihren Kontributionen, Konfiskationen, allerlei Lieferungen an Naturalien, mit den Projekten von Landenteignung, Inventareinteilung usw. mit den vielen aufregenden Drohungen, Erniedrigungen, war eine laute Bußpredigt, ein gewaltiger Ruck von der Erde los. Wie bedauerte es mancher, wenn er sein sauer verdientes und sorgsam erspartes Geld den Towarischtschi abliefern musste, warum er nicht treuer dem Herrn gedient, und nicht mehr für Wohltätigkeitsanstalten gegeben hatte. Ja, Gott vollzog eine ernste Operation, um die Herzen vom Mammon zu lösen, und für sich Raum zu machen.

Der heilsame Eindruck, den die ganze Zeit ausübte, wurde besonders verstärkt durch die Morde, die in Halbstadt[11] an 6 Personen verübt wurden (Jak. Sudermann, P. Lötkemann, H. Willms, Perewjasenzew, H. Neufeld, Aug. Hamm). Wie ein Lauffeuer drang die Kunde davon durch die mennonitische Welt und machte alle Herzen erzittern und erbeben. Sie waren zugleich aber Opfer unserer beiden mennonitischen Wollosten[12] und noch darüber hinaus. Was für ein Segen entströmte jener Zelle, wo die Verurteilten die letzten Stunden ihres Lebens zubrachten! Wie wurde dort gebetet, gerungen und Priesterdienst getan! – „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an!“ heißt es in der Bibel. Jetzt hörte man das Klopfen. In Halbstadt entstand eine große Erweckung. Der Segen davon aber drang weit über Halbstadt hinaus in Dörfer und Gemeinden. Es war viel Fragen nach Gott, viel Selbstprüfung und Reinigung.

Zu großer Verstärkung des Segens von der schweren Prüfungszeit diente der Umstand, dass von gehöriger Seite z. B. von den geistlichen Leitern des Volkes die Trübsal von Gott abgeleitet wurde. Auf einer Bibelbesprechung[13] in Gnadenfeld z. B. wurde sehr klar und bestimmt hervorgehoben, dass man alles Schwere, was man zu erfahren habe, nicht von diesen oder jenen Menschen, sondern direkt von Gott annehmen solle. Man sollte nicht meinen, dass Gott die Bolschewiki nur zugelassen habe, nein Er hat sie gesandt. Es sind Gottes Boten, geschickt zu unserm Heil. Ähnlich wurde allenthalben gelehrt. Für viele war ja solches nicht eine leichte Lektion. Aber viele versuchten sie zu lernen. Man demütigte sich unter die gewaltige Hand Gottes. Es ging so wie Missionsinspektor Rappard[14] einst sagte: „Herr, die Not drückt uns sehr, sie drückt uns aber nicht von Dir ab, sie drückt uns an Dich hinan.“ – Eine allgemeine Beugung ging durch viele Kreise unseres Volkes, und es sah hoffnungsvoll für das geistliche Leben aus.

Ach, wenn die gesegneten Anfänge dieser Beugung sich fortgesetzt hätten! Wenn’s noch tiefer gegangen wäre! Aber, o weh – die Prüfung war so schwer, sie dauerte so lange! Es fällt von Natur so schwer, fein unten zu bleiben und auszuharren. Die persönliche Stimmung des Hiob, die da sagte: „Der Herr hat’s gegeben, der Herr hat’s genommen, der Name des Herrn sei gepriesen!“ kam in Konflikt mit den Allgemeinprinzipien des Rechts, nach welchen die Bolschewiki Gericht verdient hatten. Wenn man es doch endgültig Gott überlassen hätte, dies Gericht und zwar zu Seiner Zeit, zu vollziehen und derweilen still ergeben geblieben wäre! Doch daran

Der Friedensvertrag in Brest-Litowsk

Nach längeren Verhandlungen schloss Leo Trotzki für Russland mit Deutschland und Österreich am 3.3.1918 einen **Friedensvertrag in Brest-Litowsk**. Dieser Friedensvertrag war für die Bolschewikenregierung lebensnotwendig, denn die Ressourcen des Landes waren ausgeschöpft und die Armee kriegsunfähig. Alle Mittel sollten der Machtkonzentration der Räte-Regierung dienen. Russland verlor durch diesen Friedensvertrag nicht nur Polen, sondern auch die baltischen Provinzen, Finnland und die Ukraine. Damit ging Russland ein Drittel der Bevölkerung, der landwirtschaftlichen Nutzfläche und drei Viertel seiner Kohle- und Eisenerzvorkommen verloren.

Ukrainischer Nationalstaat

Parallel zu der Revolution der Bolschewiken gab es Versuche, einen ukrainischen Nationalstaat zu bilden. Schon am 25.11.1917 hatte die Zentralna Rada in Kiew die **Ukrainische Volksrepublik** (UNR) als neue autonome Staatsbildung innerhalb Sowjetrusslands ausgerufen. Die Bolschewiken griffen die UNR sofort an. Am 22.1.1918 wurde die volle staatliche Unabhängigkeit der Ukrainischen Volksrepublik von der Rada verkündet. Daraufhin eroberten am 7.2.1918 sowjetrussische Truppen Kiew.

Während den Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk unterzeichnete die UNR mit Deutschland und Österreich am 9.2.1918 den sogenannten „Brotfrieden“. Die Ukraine sollte Lebensmittel nach Deutschland liefern und Deutschland und Österreich versprachen militärische Hilfe gegen die Bolschewiki.

Auf dringende Bitte der UNR-Regierung besetzten deutsche und österreichisch-ungarische Truppen ab dem 18.2.1918 die Ukraine bis hin nach Charkow und die Regierung konnte nach Kiew zurückkehren. Verordnungen, Gesetze und Reformen der Sowjets wurden abgeändert, die Willkür und das Bandenwesen wurde mit Hilfe der deutschen Truppen eingedämmt.

Die Zusammenarbeit der UNR-Regierung mit der Besatzung gestaltete sich jedoch schwierig. Daher löste die deutsche Besatzungsmacht am 28.4.1918 die Zentralna Rada auf. Am nächsten Tag wurde der General Pawlo Skoropadskyj, der den deutschen Bedingungen zugestimmt hatte, von einem Kongress grundbesitzender Bauern zum Hetman (Oberbefehlshaber) der Ukraine erklärt.

Seine von den deutschen Truppen gestützte Diktatur (**Hetmanregierung**) erfuhr viel Widerstand, besonders auf dem Land. Die revolutionären Unruhen und regionalen Bauernaufständen wurden immer wieder vom deutschen Militär unterdrückt.

Deutschland und Österreich mussten im November 1918 vor der Entente (Frankreich, Großbritannien, USA und Alliierten) kapitulieren und ihr Militär verließ die Ukraine. Ohne diese Stütze wurde der Hetman Skoropadskyj bald gestürzt. Im Dezember 1918 wurde die Ukrainische Volksrepublik neu gegründet und das **Direktorium der Ukraine** als Regierung eingesetzt. Symon Petlura wurde zunächst Oberbefehlshaber und dann Regierungschef. Diese Regierung konnte die Ukraine nicht beherrschen und wurde von der Roten Armee, aber auch von der Weißen Armee, vertrieben. Nach einigen Versuchen mit Hilfe der polnischen Armee die Macht wieder zu ergreifen, wurde das Direktorium Ende 1920 endgültig aufgelöst.

[11] Halbstadt und Gnadenfeld waren die Zentren der zwei mennonitischen Wolosten an der Molotschna.
[12] Wolost – Bezeichnung für Landkreis in Russland bis Ende 1920er.
[13] Eine Form besonderer Bibelstunde mit vorgegebenen Thema.
[14] Heinrich Rappard (1837-1909) war ein bekannter Evangelist und ab 1868 Missionsinspektor der Pilgermission und der Evangelistenschule St. Chrischona.

Rb_2_18.indd 22 03.07.2018 09:09:12

Sowjets ergreifen die Macht an der Molotschna

Die Mennoniten im Süden Russlands (Ukraine) mussten die Sowjetmacht zuerst als Schreckensherrschaft erleben. Anfang 1918 kamen die Halbstädter und Gnadenfelder Wolost[1] (Molotschna) unter die Kontrolle der Bolschewiken. Die mennonitische Selbstverwaltung wurde sofort aufgehoben und mit Sowjets aus den ärmsten Personen ersetzt. Die Machtübernahme wurde von bolschewistischen Soldaten oder Matrosenkommandos bekräftigt. Sie fahndeten zuerst nach versteckten Waffen, suchten Geld und requirierten Lebensmittel. So kam eine bolschewistische Matrosentruppe nach Halbstadt und richtete ein Terrorregime auf, bekannt als „die Halbstädter Tage“ 16.-19.2.1918.[2] Requisitionen von Lebensmitteln, Getreide, Kleidern, Pferden und Geldkontributionen wurden gewaltmäßig eingefordert. Allein die 30 Dörfer der Halbstädter Wolost mussten die riesige Summe von 3,5 Mio. Rubel an die Sowjets auszahlen.[3] Manch ein Bolschewik raubte für sich, was ihm gefiel. Eine Reihe von Mennoniten wurden verhaftet und sechs von ihnen festgenommen und in Halbstadt erschossen. Unter den Erschossenen waren der Kommerzschullehrer Peter P. Letkemann, zwei reiche Leute (genannt wird Jakob Sudermann), zwei junge Männer von 16 und 18 Jahren und ein Bürodiener. Adolf Reimer nennt dazu folgende Namen: H. Willms, Perewjasenzew, H. Neufeld und Aug. Hamm. Bei dem Abzug der Bolschewiken vor dem deutschen Besatzungsheer, raubten sie die öffentlichen Kassen und auch manche Privatperson aus.

[1] Wolost – Bezeichnung für Landkreis in Russland bis Ende 1920er. Halbstadt und Gnadenfeld waren die Zentren der zwei mennonitischen Wolosten an der Molotschna.
[2] Heinrich B. Unruh: Fügungen und Führungen, Benjamin Heinrich Unruh (1881-1959). – S.119-147.
[3] J.B. Toews: Ein Vaterland verloren. – S.18-27

fing es vielfach an zu mangeln, Empörung und Ungeduld fingen an am Herzen zu zehren. Man wollte nicht mehr alles als vom Herrn annehmen, sondern sah mehr die bösen Menschen, gegen die man sich innerlich auflehnte und die man schalt. Man beugte sich noch, aber man tat’s weil man musste – mit der Faust in der Tasche. Bibelstunden und dergleichen wurden noch fortgesetzt, aber die erste Gottergebung, die bei einem Christen so schön aussieht, und die Grundbedingung zu wahrhafter Besserung ist, fing an zu schwinden. Man wehrte sich innerlich dagegen, was Gott doch geschickt hatte.

Dieses sich innerlich Wehren war ein sehr ernster Moment. Das war Grundlage für Späteres.

Und da kamen die Deutschen!

Ende April 1918. Man hatte von gewisser Seite befürchtet, ob die Begeisterung für dieselben nicht zu hoch gehen würde. Doch von andrer Seite entgegnete man, es gehe nicht anders, der Druck sei zu schwer gewesen. Und so war es auch. Es lässt sich kaum beschreiben, wie man emporschnellte, als die Deutschen erst da waren und die Bolschewiki vertrieben. Mit aller Beugung war’s im Großen und Ganzen vorbei! Man sang sogar das während der Kriegszeit so berühmt und anderseits so verpönt gewordene Lied: „Deutschland, Deutschland über alles!“ – das Lied, das seinem Wesen nach durch unsere jahrhundertlange Geschichte uns doch so fremd war. Wäre man allgemein in richtiger, demütiger Stellung zu Gott gestanden, so hätte man ja die Deutschen auch froh begrüßt und für die Errettung durch dieselben aus Feindeshand Gott gedankt. Aber – sah man erst zu sehr die Roten, so sah man jetzt zu sehr die Deutschen. Das war sehr schade! Da kam Gott um Sein Recht! Ach, wie wichtig ist es doch um eine reine, biblische Grundstellung zu Gott!

Und dann – am folgenden Tage schon – fuhren etliche junge Leute nach Melitopol und holten sich Flinten! Das wurde ja von vielen bedauert, aber aufhalten konnte man es nicht. Wollte es auch nicht. Die Feinde waren unsere Feinde. Die sollten fort! Und da wollte man helfen aufdrücken. Auf Schulzenversammlungen wurde Rat gehalten, ob man nicht für jedes Dorf Flinten holen solle. Und wenn man auch nicht Zwang ausüben wollte über die, welche keine Flinten nehmen wollten, so sah man es vielfach doch sehr gerne, wenn welche da waren, die die Flinten nehmen wollten und es auch taten. Was unsere russischen Nachbarn darüber denken mussten, wenn wir so begeistert für die Deutschen waren, sie so sehr festlich empfingen und mit ihnen zu den Waffen griffen, daran, dass die Deutschen nicht immer hierbleiben würden, die russischen Nachbarn aber wohl. Wir handelten nicht taktvoll.

Doch die Flinte war nicht das einzige. Auch anders noch offenbarte es sich, dass wir von unserer Beugung emporgeschnellt waren. Bei den Alten zeigte sich dieses in enormer Steigerung des Wirtschaftssinnes. Was stiegen die Preise. Wie flott ging der Handel. Es schien, als wolle man das zurückerjagen, was während der „Ssowette“ verloren war. Wir waren vom Besitz nicht los. Und bei den Jungen war es eine Sucht nach Vergnügen! Die vielen Maifeste, das Tanzen an Hochzeiten und auch sonst, das doch früher schon meistens aus dem Mennonitenleben verschwunden war und jetzt wieder anfing und endlich die Ludendorffeste[15], wo manches geschah, was vielen die Röte der Scham ins Gesicht treiben musste, – das alles

Deutsche Truppen besetzen Molotschna

Am 19.4.1918 besetzten deutsche Truppen Halbstadt und wurden von der mennonitischen Bevölkerung (wie auch sonst von den deutschen Kolonisten andernorts) mit herzlichem Willkommen empfangen. Die ehemalige Wolostverwaltung und die Zivilordnung wurden wiederhergestellt. Die landwirtschaftliche und industrielle Tätigkeit lebte wieder auf. Auch das Gemeindeleben konnte weitergehen. Die neuen Machthaber ließen ihrerseits nicht von Vergeltung ab: Vier bolschewistische Mitglieder des Halbstädter Wolostsowjet und drei Mitglieder des Dorfsowjets Lichtenau wurden erschossen.[4]

Die Begeisterung für das deutsche Militär führte bald zur Beteiligung der mennonitischen Jugend an Militärübungen und Paraden. Durch die deutschen Kolonien zog die Idee des Selbstschutzes, der die Angriffe von Banden abwehren sollte. Dazu wurden sie auch von der Besatzung ermutigt, die eine entsprechende Einübung anbot. Auch stellte sie ihnen Waffen und Munition zur Verfügung.

Als im November-Dezember 1918 das deutsche und österreichische Militär aus der Ukraine abzog, sorgte der wohl organisierte und geübte Selbstschutz für die Sicherheit der Kolonien. Einige deutsche Offiziere waren zurückgeblieben, um den Selbstschutz zu leiten.

[4] J.B. Toews: Czars, Soviets & Mennonites. – p.79-94

[15] Erich Ludendorff war während des 1. Weltkrieges der 2. Chef des deutschen Reichsheeres und wurde als Held gefeiert.

Rb_2_18.indd 23 03.07.2018 09:09:12

war sehr, sehr traurig und zeugte von ungebeugtem Sinn. „Denn sie hatten nicht Buße getan!“ (Matth. 11,20).

[Die Selbstschutzfrage]

Um diese Zeit tauchte die Frage auf, die in der mennonitischen Welt wahrhaft eine brennende wurde, für die Mennoniten Russlands vielleicht die einschneidendste, die es seit der Einwanderung gegeben hat, die Frage viel Sorgens und Denkens, viel Dunkels und Unaufgeklärtheit – die Selbstschutzfrage.

Gleich nachdem die Deutschen gekommen waren, wurden Stimmen laut, die da sagten: „Wir sind nicht mehr wehrlos, wir nehmen die Waffen!“ Viele bewiesen das auch mit der Tat, indem von einzelnen (wie schon erwähnt wurde) und von ganzen Dorfgemeinden nach Flinten gefahren wurde. Das schien zu schwerem Konflikt führen zu wollen. Waren die, welche die Waffen nehmen wollten, noch Mennoniten? Durften sie noch in der Gemeinde bleiben? Oder konnte und musste es zu einer Trennung kommen? Es kam die berühmte Lichtenauer Konferenz[16] zu Stande. Auf derselben wurde beschlossen, die Mennoniten bleiben nach wie vor wehrlos, wollen die aber dulden, deren Gewissen es erlaubt, Waffen zu nehmen.

Die deutschen Federwagen (Russisch Tatschanka) wurden bei den Machnowzen und Roten mit dem aufgebauten Maschienengewähr „Maxim“ zur gefährlichen Waffe

Doch das Leben ging seinen Gang. Zuerst sammelten deutsche Offiziere und Unteroffiziere die mennonitischen Jünglinge in Parteien und hatten mit ihnen militärische Übungen. Das war anfangs nicht so ernst. Dann aber, als Machno immer mehr die Aufmerksamkeit auf sich zog, als immer mehr schreckliche Gerüchte von Guljajpolje herüber klangen und immer mehr die Angst vor der roten Gefahr die Gemüter ergriff, – da gab es kein Halten, da stand man vor der großen Frage: „Wie uns schützen?“

Es traten unsere beiden Wollosten auf, besonders etliche Führer derselben und fingen an, den Selbstschutz zu organisieren. Zuerst wollte man ihn aus freiwilligen Reitern bilden, die da ein gutes Gehalt beziehen sollten. Es ließen sich auch manche dingen. Doch dieser Selbstschutz erwies sich als zu schwach. Dann wurden einfach mehrere Jahrgänge der jüngeren Mannschaft mobilisiert. Mehrere Dörfer wie Tiege u. a. protestierten. Doch das beirrte die andern wenig. Die Mobilisierten wurden mit Flinten und Munition versehen und unter gehöriges Kommando gesteckt und der mennonitische Selbstschutz war fertig. Wir waren nicht mehr absolut wehrlos. Mit der ersten Hälfte des Lichtenauer Konferenzbeschlusses haperte es. Jetzt kam es darauf an, die zweite Hälfte desselben zu üben, und zwar mehr in umgekehrter Redaktion. Wenn dort beschlossen wurde, man wolle die Waffentragenden dulden und tragen, so kam es jetzt sehr darauf an, dass man die Waffenlose gehörig duldete. Offizieller Beschluss übrigens lautete, dass der Selbstschutz eine freiwillige Sache sei und niemandes Gewissen vergewaltigt werden solle. Leider kam es aber von beiden Seiten, sowohl von den Waffenlosen als auch Bewaffneten zu Unkorrektheiten und Verschuldigungen. Bei den Waffenlosen kam es mitunter zu hartem und gar ungerechtem Richten und herausforderndem Verhalten, auch werden wohl manche nicht aus Überzeugung, sondern anderen Gründen waffenlos geblieben sein. Den Bewaffneten wiederum war es eine Versuchung, dass sie ihr Blut und Leben wagten, während ihre Nachbaren und Altersgenossen solchen Gefahren und Strapazen aus dem Wege gingen. Da kam es denn mitunter zu ungerechter Unduldsamkeit, Verachtung der Unbewaffneten, ja sogar zu körperlichen Misshandlungen und Vergewaltigung des Gewissens. Der Beschluss lautete: „Es soll jedermann nach Gewissen handeln.“ Im Leben aber wurde mancherorts, wenn nicht von den Oberen, so von eifrigen Niederen so gehandelt, dass es nicht immer nach Gewissen ging.

[Betragen des Selbstschutzes]

Was das Betragen des Selbstschutzes in der Ausführung seiner auf sich genommenen Pflichten betrifft, so darf man ihm da wohl im Großen und Ganzen ein günstiges Zeugnis geben: Pflichtbewusstsein, Pflichttreue, Tapferkeit waren entschieden in viel höherem Masse bei ihm, als man sonst in Kriegsheeren gewöhnt war. Auch das moralische Leben stand ja natürlich mehr oder weniger unter dem Einfluss des Allgemeinsittenstandes der mennonitischen Gesellschaft und war nicht die Verrohung, Brutalität und Söldnerungerechtigkeit da, die man sonst, besonders in unserer Revolutionszeit wahrnehmen musste. – Was das Verhalten der Gesellschaft zu Hause zu ihrem Selbstschutz betraf, so war man allgemein wohlwollend um ihn besorgt! Einerlei, ob man zur Selbstschutzfrage im Prinzip ablehnend oder zustimmend stand, für die Jungmannschaft des Selbstschutzes betete man und suchte sein Bestes. Wohl wünschten manche, wenn das Beten mehr getan wäre, und sicherlich wäre es auch, wenn man in der ganzen Frage die Bibel mehr für sich gewusst hätte.

[Verhältnis zum Prinzip der Wehrlosigkeit und zum Selbstschutz]

Was nun das Verhältnis der mennonitischen Gesellschaft zum Selbstschutz im Prinzip betrifft, so war dasselbe sehr verschieden, und ist es nicht ganz leicht, darüber ein richtiges Bild darzustellen.

Die jungen Leute machten sich weniger schwere Gedanken deswegen. Bei vielen war es jugendlicher Eifer, Tatendurst und

[16] Siehe Begleittext

Rb_2_18.indd 24 03.07.2018 09:09:13

gewisse Abenteuerlust, die sie erfüllten. Es gab auch sehr traurige Ausnahmen, wo Rachsucht und andere gemeine, niederen Instinkte (ungezügeltes Leben und gar Raublust) die Triebfeder waren, und wo böse Schandtaten verübt wurden. Solche wurden aber allgemein verurteilt und in Fällen sogar bestraft. Dann gab es aber auch manche, man darf sagen viele jungen Leute, denen die Selbstschutzfrage sehr ernste Gewissensfrage war. Während die einen gewissenshalber nicht in den Selbstschutz eintraten, schlössen sich andere ihm gewissenshalber an. Voll Edelsinn sagte mancher Jüngling zu seinem Vater: „Papa, wenn Dein Leben und Mamas Leben und meine Schwestern bedroht werden, und wenn meine Kameraden gehen, so kann ich nicht ruhig bleiben." Und so ließ mancher Vater seinen Sohn ziehen, wenn für ihn selbst die Wehrfrage auch noch dunkel war.

Von den Älteren und Alten waren viele, die entschieden für den Selbstschutz waren. Ihr Leben, ihr Vermögen, die Ehre von Frauen und Töchtern, mit einem Wort die ganze Lebensordnung, wie sie ihnen tief eigen war, stand auf dem Spiel, wenn Machno die Oberhand gewönne. Und so war man entschlossen, sich aufs Äußerste zu wehren.

Dabei machten diese, wie auch überhaupt die meisten der Gesellschaft einen Unterschied zwischen Selbstschutz und allgemeinen Kriegsdienst. Selbstschutz hielt man eher für erlaubt als Kriegsdienst. „Beim Kriegsdienst", sagten sie, „gehe ich gegen Menschen, die mir völlig fremd sind, die mir nichts getan haben. Da nehme ich teil an den vielen blutigen Ungerechtigkeiten und Rohheiten, die im Kriege gang und gäbe sind. Beim Selbstschutz aber wehre ich mich nur gegen den, der mich überfällt."

Der Anarchist Nestor Machno aus Guljaj Pole mit seinen Schergen

Machno und Machnowzen[1]

Nestor Iwanowitsch Machno (1889-1934) war der bekannteste Führer der sozialistischen Anarchisten, der während des Bürgerkriegs (1918-1920) einen breiten Aufstand in der südlichen Ukraine entfaltete. Er war in Gulaj-Pole in der Nähe von Molotschna aufgewachsen und hatte als Heranwachsender bei deutschen Gutsbesitzern gearbeitet. Mit 16 Jahren schloss er sich der anarchistischen Bewegung an. Wegen aufständischen Terror wurde er mit 19 Jahren zum Tode verurteilt, eine Strafe, die zu einer langjährigen Haftstrafe ausgesetzt wurde.

Nach der Februarrevolution 1917 kam er frei und kehrte nach Gulaj-Pole zurück. Hier widersetzte er sich dem Aufbau einer neuen revolutionären Ordnung. Er propagierte die Enteignung des Landbesitzes, der Fabriken und Werkstätten, ihre gleichmäßige Verteilung unter den Bauern und Werktätigen und, wenn notwendig, ihr gemeinsames Bewirtschaften im Rahmen des Dorfes. Zentrale Verwaltungsstrukturen sollte es nicht geben. Als Leiter des Sowjets von Gulaj-Pole erlangte er überregionalen Einfluss und führte seit dem Sommer 1917 bis zum Einzug der deutschen Truppen seine Reformen gewaltbereit durch. Er wurde Batjko (Väterchen) genannt und seine Leute Machnowzy. Auf seinen Requisitionsrouten zog er vorwiegend durch die deutschen Güter und Kolonien, wo er mehr Beute machen konnte.

Unter der deutschen Besatzung musste er nach Sowjetrussland fliehen und kehrte erst im Sommer 1918 zurück, woraufhin er einen Partisanenkleinkrieg begann. Seine Truppen waren beritten. Deutsche Federwagen (Tatschanka) bestückte er mit Maschinengewehren und setzte sie für schnelle Angriffe effektiv ein. Bankenraub und unerwartete Überfälle auf deutsche und ukrainische Truppen dienten der Versorgung mit Waffen und Munition. Wohlhabende, die ihr Hab und Gut nicht hergaben, wurden erschossen. Wieder waren es zuerst die alleinstehenden deutschen Güter, später auch Dörfer, in denen Machno Geld, Lebensmittel, Pferde und Wagen holte. Gegen Ende der deutschen Besatzung zählten seine Truppen 6.000 Mann.

Nach einer vorübergehenden Eroberung von Jekaterinoslaw führte er im Januar und Februar 1919 unter anderem einen Kampf mit dem Selbstschutz der deutschen Kolonisten. Die Partisanentruppen baute er zu einer autonomen Armee mit 50.000 Kämpfern um. Mitte Februar ging er ein Bündnis mit der Roten Armee ein, um gegen die Weiße Armee unter General Denikin zu kämpfen. Im März zog sich die Weiße Armee zurück und der Selbstschutz der Molotschna-Kolonisten musste den Widerstand aufgeben.

Als die Rote Armee wieder im Rückzug vor der überhandnehmenden Armee Denikins war, brach Machno im Juni 1919 das Bündnis und setzte mit seiner zu dem Zeitpunkt 40.000 Mann starken Armee den Partisanenkrieg gegen die Weiße Armee und die ukrainischen Truppen von Petlura fort. Im Herbst 1919 eroberte Machno einen großen Teil der Südukraine und versuchte, eine Bauernrepublik zu gründen.

Als Ende 1919 die Rote Armee Denikins Armee geschlagen hatte und die Typhusepidemie wütete, löste Machno im Januar 1920 seine Armee auf. Im Frühling sammelte er die Armee wieder und sie setzte ihre Raubzüge fort. Im Oktober 1920 gab es ein neues Bündnis mit der Roten Armee gegen die Weiße Armee unter der Leitung von General Wrangel. Mit Hilfe der Machnowzen konnte die Rote Armee Wrangel schlagen und im November 1920 die Krim erobern. Im Anschluss versuchte die Rote Armee die Machnowzen zu liquidieren.

Machno floh im August 1921 zunächst nach Rumänien und dann nach Polen. Über Danzig kam Machno nach Deutschland und im April 1925 nach Paris. In den letzten Jahren seines Lebens war er publizistisch unter den Anarchisten aktiv und führte einige Gerichtsprozesse. Oftmals verwundet und kränklich starb Machno im Juni 1934 an Knochentuberkulose.

[1] Махно, Нестор Иванович – in Википедия, 13.6.2018

Rb_2_18.indd 25 03.07.2018 09:09:13

Mennoniten-Konferenzen 1918

Die Verbreitung des militäristischen Geistes unter den Mennoniten 1918 weckte sofort Besorgnis und Widerstand. In Predigten und Zeitschriften wurden Mäßigung und Buße angemahnt. Doch die Warnungen hielten die Begeisterung für den Selbstschutzgedanken nicht auf. Um der Gefahr der Spaltung der mennonitischen Gesellschaft vorzubeugen, wurde die **All-Mennonitische Bundeskonferenz** einberufen, die vom 30.6. bis zum 2.7.1918 in Lichtenau, Molotschna tagte. Der deutsche Gebietsbefehlshaber in Berdjansk forderte eine Stellungnahme der mennonitischen Ansiedler zur Schaffung eines gemeinsamen Selbstschutzes aller deutscher Kolonisten Südrusslands. Dazu hatte B.H. Unruh eine schriftliche Erklärung zur traditionellen Position der Wehrlosigkeit gegeben. Die Bundeskonferenz beriet darüber und war geneigt, an der Wehrlosigkeit festzuhalten, überließ es aber dem Gewissen des Einzelnen, sich in der gegebenen Notsituation zur Wehr zu stellen. Das höchste christliche Ideal sollte jedoch der Verzicht auf jegliche Waffengewalt sein. Auf keinen Fall durfte es zu Aktivitäten gegen Regierungstruppen, ob gegen die Rote oder gegen die Weiße Armee, kommen.

Im September 1918 tagte zum zweiten Mal der Allgemeine Mennonitische Kongress in Orloff, Molotschna. Die brennende Frage war, wie sollte das Mennonitenvölklein aus der Not des sich zerfleischenden Landes herausgerettet werden. Es wurde über die Möglichkeiten einer Abwanderung nach Übersee beraten. Die Rückwanderung nach Deutschland hatten deutsche Regierungsstellen als unmöglich abgewiesen. Die Anfrage bei dem Britischen Oberkommando in Sewastopol, Krim, blieb unbeantwortet. Politisch mögliche Wege waren nicht in Sicht.[1]

[1] Heinrich B. Unruh: Fügungen und Führungen. – S.132, 145

Dann gab es andere in der Gesellschaft, übrigens in weitaus minderer Anzahl, die entschieden gegen den Selbstschutz waren. Ihnen war Selbstschutz – Sünde. Er war Abweichung vom Glaubensbekenntnis und von der Bibel. Sie sahen darin den Abfall des Volkes, über den sie sehr trauerten, ein Verlieren fast des Heiligsten und Besten, was uns von den Vätern überkommen war. Sie hielten sich einfach am Worte der Bibel, wie folgend: „Wer das Schwert nimmt, soll durchs Schwert umkommen.“ „Widerstrebe nicht dem Übel.“ usw. Hielten sich auch am Lichtenauer Konferenzbeschluss, wo gesagt war, dass man an der Wehrlosigkeit festhalten wolle, weil sie am meisten der Gesinnung Christi entspreche. Von der Gesinnung Jesu Christi, so hielten sie es, wichen die Mennoniten mit ihrem Selbstschutz ab.

Manche waren gegen den Selbstschutz nicht nur aus religiösen Gründen, sondern aus politischen. Sie sagten: „Wir können doch nicht gegen die Macht Machno’s bestehen, verärgern nur ihn und die russischen Nachbarn, verwickeln uns in die allgemeinen politischen Wirren und in den Bürgerkrieg.“ Zudem konnte es wirklich zu schweren Bedenken führen, wenn ein Teil der Gesellschaft bewaffnet, der andere unbewaffnet war.

Ferner gab es auch solche, die persönlich für sich die Handhabung der Waffe für Sünde hielten, sie aber für andere erlaubt hielten. Nicht nur, dass sie die Überzeugung der Waffentragenden respektierten, sondern sie hielten einfach dafür, dass dieselben von Gott die Erlaubnis und sogar Beauftragung zu ihrem Tun hatten.

Um das Bild vom Verhalten der Mennoniten zum Selbstschutz mehr oder weniger darzustellen, müssen wir noch auf eine Klasse kommen.

Wie oben schon erwähnt wurde, herrschte im Allgemeinen die Anschauung, dass der Selbstschutz weniger sündlich wäre, als allgemeiner Kriegsdienst. Es gab aber auch solche, die gerade entgegengesetzter Meinung waren. Selbstschutz war ihnen schrecklicher als Waffendienst aus obrigkeitlichem Befehl. Ihre Überzeugung war folgende: Was die Regierung mit der Waffe in der Hand betrifft und ihre Diener, denen sie die Waffe in die Hand drückt, so hat dieselbe ein klares Wort der Heiligen Schrift: „Denn sie trägt das Schwert nicht umsonst; sie ist Gottes Dienerin“, Rom. 12,4. Selbstverständlich ist der Krieg ein Übel, ein Gräuel. Aber es gibt ein Übel, das weitaus größer ist. Das ist die Sünde. Und so lange auf unserer Erde Sünde herrscht, wird auch Krieg sein, werden Waffen sein. Und erst dann, wenn Jesus herrschen wird (nicht nur in der Gemeinde, sondern über der ganzen Erde, im Friedensreich), und die Sünde gebahnt sein wird, dann wird auch der Krieg nicht mehr da sein. Dann gibt’s auch keinen Waffendienst. Bis dahin das – Schwert! Das Schwert jedoch in der Hand der Obrigkeit, zur Regelung der Zustände in Reichen dieser Welt. So lehrt die Bibel. Wenn aber keine Obrigkeit mit dem Schwert vorangeht, wo lehrt die Bibel, dass ein Christ es selbst tun soll? Dass die Obrigkeit das Schwert trägt zum Schutz der Frommen, das sagt Gottes Wort. Wo aber lehrt die Bibel Christen einen Selbstschutz zu organisieren?

Wenn ein Christ der Obrigkeit gehorchend die Waffe gegen den Feind führt, so kann er selbst neutral sein, ohne persönlichen Hass gegen den Feind zu hegen. Er tut eine Pflicht, die da sauer ist, aber er tut sie ohne eigene Initiative. Er kann dabei ohne Groll sein. Beim Selbstschutz aber ist man schon nicht neutral. Da wird der Feind persönlicher Feind. Da ist eigene Initiative.

Den Leuten solcher Denkart war überhaupt das Wort „Selbst“ anrüchig: **Selbst**erhebung, **Selbst**gerechtigkeit, **Selbst**hilfe, **Selbst**schutz. Als wenn da Gott fehlte. Eigene Kraft, eigenes Tun, das ist das, wovon Gott ein Menschenkind durch Sein Wort, durch

Die alte Zarengeneräle versuchen die zerfallene Weiße Armee zu reanimieren

Rb_2_18.indd 26 03.07.2018 09:09:13

Die kampfbereiten jungen Rotarmisten

den Heiligen Geist, und durch tiefe und anhaltende Erfahrung mehr und mehr loszumachen sucht, damit Er allein sein Leben werde. Sich selbst organisieren, sich selbst schützen, selbst kämpfen, – das ist dem tiefsten religiösen Empfinden eines wahrhaft Wehrlosen scharf entgegen. Für ihn besteht ein Faktor – Gott. Unter diesen Gott soll man sich beugen, Ihm vertrauen, von Ihm alles nehmen. „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gepriesen." Selbstschutz passt da nicht hinein und ist etwas durchaus Fremdes.

So also, wie im Vorhergehenden auseinandergelegt ist, war das Verhältnis verschiedener Vertreter der Mennoniten zum Selbstschutz. Was das Gros des Volkes betrifft, so war sich dasselbe über die Selbstschutzfrage nicht recht klar. Ob recht oder unrecht, ob erlaubt oder unerlaubt, man ließ die Frage vielfach offen.

[Selbstschutz entstand ohne vorherigen Beratung]

Dabei fällt besonders ein Umstand in die Augen, der sich in der Entstehung des Selbstschutzes offenbarte und der sehr interessant ist. Es war das, dass der Selbstschutz nicht nach vorhergehender, reiflicher Überlegung und allgemeinen Volksbeschluss entstand, sondern er war mit einmal da, und man musste sich nun mit ihm auseinandersetzen, resp. zurechtfinden. Nicht das vorher Konferenzberatungen, ruhiges Überlegen, Gebetskampf und Klärung gewesen wäre – und dann überzeugtes, sicheres Handeln. Sondern das Leben, eine gewisse elementare Gewalt, die Furcht, oder, im besten Falle, Selbsterhaltungstrieb schufen ihn unvorbereitet. Und das bei uns, wo doch alles so demokratisch zugeht, wo alles erst von der ganzen kirchlichen und bürgerlichen Gesellschaft begutachtet, beschlossen und dann von dazu besonders erwählten Männern ausgeführt wird. Hier aber kamen die Beratungen und Versuch zu Erklärungen, wenigstens in religiöser Hinsicht, hernach. Das Faktum war da, es blieb nur noch übrig, diese oder jene Stellung dazu einzunehmen. Das Herz, der Impuls, der natürliche Drang waren mit dem Kopf und religiösen Überzeugungen (oder besser Bekenntnissen) durchgegangen. So entstand die schon zweimal erwähnte Lichtenauer Konferenz erst dann, als schon mancher Mennonit das Gewehr in der Hand hatte, und als die Duldung, die auf derselben beschlossen wurde, einfach Notwendigkeit war, falls man es nicht zu einer katastrophartigen Trennung und Bruch innerhalb der Gemeinde kommen lassen wollte. So wurden die ersten Worte von unseren kirchlichen Vordermännern über Selbstschutz erst um Weihnachten 1918 gesprochen, während der Selbstschutz schon seit dem Herbst bestand. Es waren Worte, auf die man lange gewartet hatte und deren Schall sich nun rasch verbreitete.

Wie konnte nun aber so etwas geschehen? Wie konnte der Selbstschutz, der doch dem Mennonitentum so fremd, ungewohnt und neu war, mit einmal da sein, ohne dass über ihn vorher gründlich beraten und beschlossen wäre? – Die Erklärung ist einesteils sehr einfach. Es war schon längst in unserem Volke etwas da, was den Selbstschutz, zu gelegener Stunde, naturgemäß emporschießen ließ. Es war schon früher eine Wurzel da, jetzt kam die Frucht. Im Grunde unseres Inneren waren wir, als Ganzes schon längst nicht mehr wehrlos, und deshalb hatten wir mit einmal das Gewehr in der Hand. – Und rissen die Augen auf!

Was ist völlige Wehrlosigkeit?

Wehrlos sein bedeutet nicht schutzlos sein. Es bedeutet nicht, dass man dem Fatalismus und in schlaffer Willenslosigkeit der Willkür der Bosheit überlassen ist. Nein, es ist der höchste Aufschwung, den es gibt. Es bedeutet – **Gott haben und in Ihm wehrhaft sein**.

Es bedeutet vor allen Dingen, dass man **gottergeben** ist, dass man sich innerlich nicht gegen Gottes Fügung wehrt, „auch alsdann, wenn Er will töten". Dass man sich beugt, auch wenn Er Machno schickt und ihn wüten lässt. Man nimmt's dann aus Gottes Hand. Es bedeutet aber ferner auch, dass man völlig an Gott **glaubt** und mit Ihm rechnet. Er ist der Vater, der es gut, der es am **besten** mit uns meint. Er hat unsere Haare gezählt und ist stark und weise genug, uns zu schützen. Seinem Willen widersteht nichts: kein Landliquidationsgesetz[17], eine böse Krankheit, auch kein Machno. So ging es z.B. schon Jakob im Alten Bund. Erst wandte derselbe allerlei eigenes Tun, eigene List, eigene Mittel und Mittelchen an, um seinen Todfeind, Esau zu begütigen und sich gegen denselben zu schützen. Das war Selbstschutz. Aber dann kam der große Wendepunkt seines Lebens. Er ist mit Gott allein, er ringt mit Ihm. Gott rührt seine Hüfte, das ist, seine eigene Kraft an und macht ihn für sein Leben lang lahm. Äußerlich und was die Hauptsache ist, innerlich ist Jakob jetzt gebrochen. Ist aber genesen in Gott, ist ein Israel. – Und nun geht er Esau entgegen – mit Gott. Ob Gott ihn töten lassen will, oder ihn retten – jetzt lässt er Gott walten. Zwei Dinge sind es, die den Jakob bei seinem Wendepunkt kennzeichnen: **große Beugung unter Gott** und **großer Glaube an Gott**. So tief seine Beugung und Ergebung vor Gott hinabstieg, so hoch stieg sein Glaube an Gott hinauf. **Das Leben verloren und gefunden.** Das ist Wehrlosigkeit.

So bedeutet auch heute wehrlos sein, dass man mit allem eigenen zerbrochen ist und nun an Gottes Angesicht hängt. Wer so in Gott aufgeht und mit Ihm rechnet, der kann wehrlos sein gegen Welt und Feinde. Der lässt sich von Gott beraten, um in den Verwicklungen des Lebens praktisch, nüchtern und doch mit reinem Gewissen sich hindurchzufinden. Er wird nicht von der Angst überrumpelt und greift nicht zur Selbsthilfe. Er weiß, dass **Gottes Schutz realer ist als Selbstschutz**.

Wenn wir diesen Maßstab nun aber an unser Volk legen, so müssen wir zugeben, dass solche Anschauung dem Ganzen ent-

[17] Während dem 1. Weltkrieg erschreckten die deutschen Landeigentümer wegen der !915-1916 beschlossenen Landliquidationsgesetzen – der Landbesitz deutscher Bauern sollte entäußert werden.

Rb_2_18.indd 27 03.07.2018 09:09:14

Selbstschutz

Um sich vor marodierenden Banden, Raub und Gewalttaten zu schützen, wurden in deutschen und mennonitischen Dörfern der Ukraine schon Anfang 1918 Selbstschutzmaßnahmen ergriffen. Unter der deutschen Besatzung kam es an der Molotschna im Sommer 1918 zur Bildung von paramilitärischen Selbstschutztruppen aus deutschen Kolonisten lutherischer, mennonitischer und katholischer Dörfer. Auch in einigen anderen Gegenden (Chortitza, Nikolaipol und Sagradowka) kam es zur Bildung solcher Selbstschutztruppen.

Der Selbstschutz durfte nicht gegen reguläre Armeeeinheiten als von Gott bestimmte Regierungsorgane ankämpfen. Nach dem Abzug der deutschen Truppen sicherte der Selbstschutz die Molotschna-Kolonien vor den Banden und den Machnotruppen. Insgesamt handelte es sich dabei um 2.700 Infanteristen, die in 20 Einheiten aufgeteilt waren (davon sieben von Nicht-Mennoniten), und 300 Reiter unter dem Kommando einiger zurückgebliebener deutscher Offiziere. Zu ersten größeren Kämpfen kam es im Dezember 1918. Am 6.12.1918 vertrieben sie die Machnowzen aus Tschernigowka und besetzten dieses Nachbardorf der Molotschna. In diesem Kampf kooperierten sie mit der Weißen Armee von Denikin, der sich dann eine der Selbstschutzeinheiten anschloss.

Als die Weiße Armee vor der Roten Armee zurückwich, begann am 2. März 1919 ein harter Kampf mit den Machnotruppen nördlich der Molotschna-Kolonien. Zuletzt kam es am 6. März in der Nähe des katholischen Dorfes Blumental zu einer fünftägigen Schlacht. Die Selbstschutzkommandos konnten schließlich der zehnfachen Übermacht der Machnowzen nicht standhalten. Als sich herausstellte, dass die Machnowzen in die Rote Armee der Sowjetregierung eingegliedert worden waren und der Selbstschutz damit ungewollt in den Kampf gegen die ‚regulären' Einheiten der Roten Armee verwickelt worden war, wichen die Selbstschützler in der Nacht vom 9. auf den 10. März fluchtartig. Viele Kolonisten flohen mit ihnen auf die Krim. Wütend und mit den schlimmsten Absichten drangen die Roten und die Machnowzen in die Kolonien ein.

Durch die Weiße Armee wurden die Roten und Machno im Sommer 1919 noch einmal verdrängt, doch im Spätherbst waren sie wieder da. Im November gab es einen erneuten verzweifelten Versuch, sich gegen Machno, der die Molotschna wieder besetzt hatte, zu wehren. Das verursachte aber ein großes Racheblutbad in Blumenort und in den Nachbardörfern.

schieden nicht eigen war. So in Gott ergeben sein, dass man selbst sein Leben, ferner seine Familie und endlich Hab und Gut Seiner Vorsehung überlässt und Ihn über Sein oder Nichtsein entscheiden lässt und selbst dabei nichts tut, – dass man nachdem man alles an Gott abgegeben hat, nun aber auch alles von Gott erglauben kann und will, – das war doch nicht die Religion des Volkes als Ganzes. Dazu gehörte vor allen Dingen, dass alle von Herzen an Jesum Christum gläubig geworden und durch Christum nahe zu Gott gekommen wären; dass Gott aufhörte nur eine Idee zu sein, und dass Er für jeden der wirkliche, lebendige, gegenwärtige Gott würde. Dazu gehörte ferner, dass man dauernd und wahrhaft mit Gott rechnete, Ihm völlig die Entscheidung über sich selbst, sein Leben, seine Familie und sein Vermögen überließ, sich endgültig unter Ihn beugte und Ihm unerschütterlich vertraute.

Ob Gott nun als Ganzes durch die Prüfung, die mit den Roten über uns ergangen war, nicht mehr in diese Stellung hatte hineinbringen wollen? Die Welle der Ergebung, von der wir schon einmal sprachen, die über uns ging, als so viel materielles Gut unter den Händen zerrann und als es in Halbstadt selbst ans Leben von 6 Opfern ging, – berechtigte zu großen Hoffnungen. Wären wir in dieser Beugung tiefer gegangen! War doch David bei all seinen Fehlern ein Mann nach dem Herzen Gottes, weil er immer fein unten blieb. War doch auch Saul, da er klein war, vor Gott angenehm und wurde erst dann verworfen, als er anfing, groß zu werden. – Dass wir in der Beugung vor Gott nicht standhielten, sondern uns zum Schluss der Rotenherrschaft (Ende April 1918) nur notgedrungen schickten, und dass wir emporschnellten als wir Luft kriegten; das ist der kranke Punkt in unserm Volksleben, unser Abfall. Da rechneten wir nicht mehr genug mit Gott. Da kamen wir zu uns selbst und zu dem Unseren. Und da wurde auch der Selbstschutz geboren. Wie bewusst oder unbewusst, wie viel mehr oder weniger verschuldet das bei diesem oder jenem war, das ist eine andere Frage. Aber dem Wesen nach war es so. **Wir Mennoniten der Gegenwart waren als Ganzes nicht Gott so ergeben, dass wir in Ihm wehrlos gewesen wären.** Gott allein über unser Sein oder Nichtsein entscheiden lassen, das war zu schwer und deshalb, als die Prüfungen und Gefahren zu groß wurden, und als sich die Möglichkeit (durch Befreiung vom Druck der Roten) erst fand, und gewisse Umstände dazu begünstigten (die deutschen Leutnants) – da ergriffen wir die Waffen. Und hörten auf wehrlos zu sein („wehrlos" im vollen Sinne des Wortes). Was längst da war, ungebrochenes Eigen- und Selbstleben, das tat einen Schritt vorwärts und offenbarte sich im Selbstschutz.

War der Selbstschutz so unserem inneren Sein entsprungen, so bürgerte er sich auch sehr rasch und fest ein – so half auch kein Dawiderpredigen. Man hätte sich nur die Leute verärgert, oder im besten Falle (jetzt übrigens unmöglichen), wenn die Leute der Predigt gehorcht hätten, und wehrlos geblieben wären, so hätte man nur etwas Äußeres geschaffen, was in der Volksseele in Wirklichkeit doch nicht da war. (Dagegen agitieren wurde schließlich auch formell verboten. Das geschah durch die Freiwilligen, aber im Einverständnis, wohl gar aus Initiative mennonitischer Oberen.)

Es lag in der ganzen Sache doch eine ungeheure Tragik! Wir deuten nochmals an: das was wir Jahrhunderte lang besessen hatten, weswegen wir nicht einmal verjagt und ausgewandert waren, was uns in Russland keine Regierung genommen hatte, was uns selbst bei jeder neuen Mobilisation des letzten, in Russlands Geschichte wohl allerschwersten Krieges gewährt wurde, Befreiung vom Waffendienst, ja die Ausnahmestellung, die man uns gar dann ließ, als man in Russland mit der Revolution anfing, schonungslos alles gleich zu machen, – das alles ließen wir fahren in der Angst um unser Leben und in der Sorge um unsere Habe. Da erwies es sich, dass wir nicht genug Gott hatten und deshalb uns selbst schützen wollten.

[Der Selbstschutz und die Bibel]

Es trat bei der Selbstschutzfrage noch ein Umstand hinzu, und damit wollen wir unsere Betrachtungen über den Selbstschutz schließen. Dieser Umstand war sehr bemerkenswert und verursachte viel Denken und Reden. Man könnte ihn betiteln: „Der Selbstschutz und die Bibel." Dass man, als der Selbstschutz in der Schwebe stand, zur Bibel griff und sich darin zurechtfinden wollte, das war kein Wunder. Dafür war sie uns zu sehr Autorität. Nicht an die Bibel denken, das ging einfach nicht. Die meisten nun fanden

Rb_2_18.indd 28 03.07.2018 09:09:14

sich gar nicht zurecht oder sehr mangelhaft. Es blieb bei der ganzen Selbstschutzfrage ein wehmütiger Strich, und der war: wenn man die Bibel mehr für sich hätte! Wie ruhig wäre man dann gewesen! Bei manchem frommen Biedermann wäre wahrlich ein Stein vom Herzen gefallen, wenn's ihm klare Überzeugung geworden wäre! „Es stimmt mit der Bibel."

Unter dem vielen Für und Wider, das besprochen wurde, waren es besonders zwei Erklärungen, die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Die eine wurde im Anschluss an Abrahams Geschichte gegeben, wie Abraham seine 318 Knechte bewaffnet und mit ihnen Lot rettet (1.Mose 14). Der Autor dieser Erklärung stand persönlich für sich auf dem Boden absoluter Wehrlosigkeit, legte aber am Beispiel Abrahams (und des Hauptmanns von Kapernaum) dar, dass es Christen geben könne, die da aus Überzeugung Selbstschützer wären. Die Anwendung der Geschichte Abrahams (und auch des Hauptmanns) auf unsern Selbstschutz, die der Prediger machte, wurde von vielen sehr eifrig aufgegriffen. Meinte man doch nun, (oder gab vor zu meinen) dass man die Bibel für sich habe. Anderen stimmte die Anwendung und der Vergleich durchaus nicht. Waren wir wirklich Abrahams Knechte? Wo war im Selbstschutz die fromme Leitung eines Abraham, wo war der große, göttliche Hintergrund der dieser Geschichte eigen ist, und von welchem aus sie nur verstanden und bewertet werden kann?

Die andere Erklärung wurde in einer Predigt gegeben über Jakobs Gebetskampf am Pniel (1.Mose 32). Interessant schildert der Redner, wie der Altvater Jakob wehrlos wird. Zum Schluss der Abhandlung kommt er zu dem großartig schönen Ausspruch über Jakob: „Wehrhaft in Gott, ist er wehrlos gegen die Bosheit (gemeint ist die Bosheit Esaus) und doch stärker als sie. Sehet da – das meinte Menno!" Merkwürdiger Weise spricht die Predigt dabei aber in gewissem Sinne ein Wort für unsern Selbstschutz und für Wehrhaftigkeit. So ist der Gesamteindruck, den man von der Predigt bekommt.

Im Laufe der Abhandlung rügt der Redner die Mennoniten, dass, wenn sie „in der Angst um das nackte Leben und in der Sorge um die Habe zum Schwert gegriffen haben", das zeige, „wie wir als Ganzes schwach sind in beidem, im Gottvertrauen und in der Bruderliebe, und dass die Kraft unserer ersten Väter heute nicht unsere Kraft ist. Und doch, durch gewisse Anwendung einzelner Striche von Jakob auf uns, kommt es für den Selbstschützer oder seinen Gönner zum Resultat, zur Beruhigung: „Es geht! … Ein Stück Jakob bin ich auch. Ich finde mich dennoch in der Bibel." Die Predigt hat ganz augenscheinlich den Zweck eines gewissen Aussöhnens mit dem Selbstschutz. Dass dieses im Anschluss gerade an die Geschichte Jakobs geschah und an das Ereignis, wo Jakob sein heiligstes Erlebnis mit Gott hatte, ein Ereignis, worin sich, so mancher Christ in seinen tiefsten Erfahrungen wiederfindet, das da schildert, wie Jakob loskam von sich selbst und allem Eigenen und Selbstischen und wie seine Seele gesund in Gott wurde – dass dieses vermittelnd für den Selbstschutz angewandt wurde, das konnte schmerzlich berühren.

Uns dünkt, die Sache mit dem Selbstschutz stand viel einfacher. Hier war nicht Abraham und Jakob, sondern ein mangelhafter Seelenzustand des mennonitischen Volkes, der im Selbstschutz an die Öffentlichkeit trat. „Auf das kundwürde, was im Herzen war." (2.Chron. 32,31).

[Erst Erfolg, dann Zusammenbruch]

Doch nun nach diesen langen Auseinandersetzungen, weiter wie es kam.

Ob so oder anders, der Selbstschutz war nun einmal da und er war unser. Ob für oder wider, aber man war doch ein geschlossenes Ganzes und musste sich tragen. Und das versuchte man auch redlich zu tun. Es war doch etwas Großes und Gutes, dass es nicht zu einem Bruch kam, und dass – ob wehrhaft oder wehrlos – man sich duldete und Freude und Leid gemeinsam trug.

Anfangs gab's Siege, Siege bei sehr geringen Verlusten. Doch die Sache wurde ernster. Der Feind rückte näher. Es waren einige Monate seit Bestehen des Selbstschutzes verflossen. Anfangs glaubte man, es werde gelingen, Machno und seine Genossen fern zu halten. Letztere aber hatten großen Anhang gewonnen und so wurde der Kampf mit ihnen immer hartnäckiger und aussichtsloser.

Mennonitischer Selbstschutz 1918 in Blumenort-Tiege-Orloff, Molotschna

Rb_2_18.indd 29 03.07.2018 09:09:15

Die Freiwilligen entflohen. So lange es ging, hatten die Unsern tapfer ausgehalten. Ja, als die Freiwilligen schon fort waren, da wussten es etliche unserer Abteilungen nicht und kämpften treu den zuletzt an sie ergangenen Regimentsbefehlen ausführend, tapfer weiter, die ganze Macht des Feindes in solcher Weise auf sich ziehend und sich großer Gefahr aussetzend. Wunderbar hat Gott sie dort beschützt. Manchen Jüngling und jungen Mann ergreift es wohl heute noch tief, wenn er an die Stunden denkt, wie er hinter Wernersdorf, Liebenau, Tockmack bei Tiefenbrunn, Walldorf usw. auf freiem Felde war, wie die Kugeln fast hageldicht um seinen Kopf sausten und er nur wie durch ein Wunder dem sicheren Tode entging. Wie heiß wurde da von manchem gebetet! Was wurde da nicht alles versprochen!

Und zu Hause waren die Väter und Mütter, die sich um ihr Leben ängstigten und nicht wussten, ob sie sie noch einmal wiedersehen würden. Was gab's im Herzen ab, wenn die dumpfen Kanonendonner Tag für Tag herüberklangen und immer lauter und näher kamen, und wenn ein Alarm nach dem andern erscholl und schließlich der ganze Selbstschutz aufs Schlachtfeld beordert war. In dieser Zeit wurde viel gebetet und zu Gott geschrien.

Und endlich war es klar: wir haben verspielt! Die Roten kamen! Etliche der Selbstschützler waren schon zu Hause: froh, dass sie dem Tode entronnen waren in banger Erwartung, was noch kommen würde. Nach und nach kamen auch die letzten. Dies war vielleicht die einzige Freude in dieser trüben Zeit. Diese Freude war aber allen gemein. Mit nur ganz geringen Ausnahmen waren die Unsrigen daheim. Die Flinten hatten sie teils schon in Halbstadt und Gnadenfeld in den Wollostämtern abgegeben, teils lieferten sie dieselben zu Hause in den Dorfsämtern ab. Mit dem Selbstschutz war's vorerst aus. Manche sagten: „Nie wieder!" Anderen ist es bis heute nicht klar, was es mit dem Selbstschutz war.

Die Roten zogen ein!

Und nun kam das Gefürchtete, das Schreckliche! Die Roten zogen ein! In Halbstadt und die Dörfer bei Tokmak zogen sie den 26. Februar (a. St.)[18] ein, in Gnadenfeld und die anderen fernentlegenen mennonitischen Dörfer mehrere Tage später. In Halbstadt waren wohl mehr die geordneteren Bolschewiki des Nordens mit Maljarenko als politischen Kommissar an der Spitze. In Gnadenfeld waren die echten, viel mehr gefürchteten, Machnowzen eingezogen.

In der Zwischenzeit, als die Rolle des Selbstschutzes schon zu Ende war, die Roten aber noch nicht da waren, trat eine Frage gewaltig in den Vordergrund, und wurde von jung und alt, in bürgerlichen und religiösen Versammlungen aufs ernsteste erwogen. Es war die Frage: „Sollen wir flüchten?" Flüchten noch im Winter, mit Weib und Kind, mit dem Allernotwendigsten? Doch wohin? – Oder hier bleiben? Der Gnade, oder, was wahrscheinlicher war, der Rache der durch den Selbstschutz nur noch mehr verärgerten Machnowzen in die Hände fallen? Und dann sterben, oder was noch schlimmer war, gemartert, entehrt werden? Die Aussichten waren wirklich sehr ernst, fast hoffnungslos.

Doch da war Gottes Gnade über uns, die uns leitete. Man beriet überall darüber, in Dorfsversammlungen und Gotteshäusern und sonst, und kam zu dem einstimmigen Resultat: nicht flüchten! Alles zur Flucht fertig machen für den schlimmsten Fall, etwa wenn Brand, Massenmord und dergl. ausbrechen sollte; aber sonst – bleiben! Es war nicht so ohne weiteres, dass man zu diesem Resultat kam. Doch kam die Stimmung einfach von Gott. – Und wo sollte man auch hinflüchten? Der Weg in die Krim war abgeschnitten, noch ehe die Roten z.B. in die Dörfer der Gnadenfelder Wollost gekommen waren.

Eine Ausnahme machte Halbstadt mit nächster Umgegend. Von dort flüchteten viele. Doch später bereuten es die meisten. Ferner flüchteten die, auf deren Konto in der Selbstschutzorganisation viel stand (und diese mit Recht), und viele von den Gutsbesitzern.

Bemerkenswert war eine Versammlung, die im Gnadenfelder Gebietsamt stattfand (am 26. Febr. Dienstag), wo es besonders zu Tage trat, wie jetzt die Stimmung der Gesamtheit war. Besagte Versammlung wurde einberufen, als es schon klar war, dass die Roten kamen. Es sollte beraten werden, was anfangen. Doch woher Rat nehmen? Da waren nun Männer und Frauen, Söhne und Töchter, Greise und Kinder. Was wird mit uns werden? Da kamen die Banden, die keine Macht über sich hatten, die mit Gott nicht rechneten und zu allem Bösen fähig waren, und zudem über uns noch erbittert waren. Unsern Besitz hätten wir ihnen nun schon gern gelassen. Lass sie nehmen: Land, Getreide, Pferde – was sie wollen. Davon waren wir jetzt los (so los, wie noch nie). Aber nur eins: wenn sie uns das nackte Leben ließen.

Und doch, es war fast nicht anzunehmen, als dass sie kommen würden: sengend, brennend, alles niederschlachtend. Und dagegen hatten wir keine Hilfe, keine Wehr und Waffe. Jetzt waren wir wehrlos! Die Situation unseres Volkes war einfach schaurig! Noch nie, seit wir in Russland wohnten, war unsere Not so groß, noch nie unser Leben so nahe am grässlichen Verderben, wie jetzt!

Da blieb nur eins: Der Ausweg zu Gott!

Und da blieb nur eins: der Ausweg zu Gott! Das ergriff alle mit kolossaler Gewalt. Im Gebietsamt, auf der Wollostversammlung wurde das Lied gesungen: „Jesus, Heiland meiner Seele", und dann eine Gebetsstunde abgehalten, auf der mehrere im Namen aller in lauten Worten vor Gott ihr Herz ausschütteten. Unter anderem betete man: „Lieber Gott, wir sind mit unserem Selbstschutz zu Schanden geworden. Doch nun vergib uns, erbarme Dich unser!" Und dann wurde beschlossen von der Gebietsversammlung aus Gebetsstunden rundzuschreiben in allen Gotteshäusern, oder wo welche nicht waren, in den Schulen. Alles sollte beten. Dann beschloss man noch, wenn nur eben möglich, nicht zu flüchten. Mehr konnte nichts gemacht werden. Und so fuhr man heim, erwartend, was da kommen würde.

Und dann nach etlichen Tagen zogen die Machnowzen ein. Vielfach wie der Sturm, mit Geschrei und Knall der Gewehre, alles mit Angst und Entsetzen erfüllend.

Und nun fing eine schwere Zeit an, von März bis fast zur Ernte. Wie viel wurde da geraubt an Geld, Pferden, Kleidern usw. Wie viel geschimpft, erniedrigt, erpresst! Wieviel geschlagen! Ach, die schweren Frondienste mit den Fuhrwerken, wo die einzelnen Dörfer so viel leisten mussten. Die vielen Überfälle und Kost- und Nachtgäste! Jetzt waren wir die Knechte und jeder, wenn er nur eine Flinte hatte, war souveräner Herr, der tun konnte, was er wollte, der keine Gewalt über sich kannte und vielfach kein Gewissen hatte. Wir waren der schlimmsten Willkür preisgegeben, wie man sich dieselbe nur denken mag.

[18] A. St. – alte Stil, also nach dem julianischen Kalender, nach dem gregorianischen war es der 11. März.

Rb_2_18.indd 30 03.07.2018 09:09:15

Die Freiwilligen und die Weiße Armee

Die **Freiwilligenarmee** bildete sich nach der Oktoberrevolution als Verbindung von Offizieren, die sich der Revolution widersetzen wollten. Sie sammelten sich im Dongebiet und im Nordkaukasus. Die Freiwilligenarmee war der Grundstock der **Weißen Armee**. Die Weiße Armee konnte einige Mal neu aufgebaut werden und versuchte immer wieder, die Sowjetmacht in Russland militärisch zu überwinden. Unter General Denikin brachten Freiwillige 1919 große Teile Südrusslands unter ihre Kontrolle und wagten einen Vorstoß nach Moskau. Zunächst erfolgreich wurde die Weiße Armee im Oktober 1919 von der Roten Armee doch zurückgeschlagen. Der Rückzug der Freiwilligenarmee schloss im April 1920 mit der Räumung des Nordkaukasus ab. General Wrangel sammelte die Reste der Armee auf der Krim, wo er sie zur **Russischen Armee** erklärte, und versuchte 1920 noch einmal, die Sowjetmacht zu stürzen. Dabei eroberte er die Südukraine mit den größten mennonitischen Kolonien. Doch konnte die Rote Armee auch diesen Vorstoß zunichtemachen und Ende 1920 auch die letzte Bastion der Weißen – die Krim – erobern. Die Reste der **Russischen Armee** flohen nach Konstantinopel und weiter nach Westeuropa.

Für manche wollte das zu schwer werden. Gram, Angst, oft vielleicht auch Ärger zehrten am Herzen. Aus den Augen schaute Verzweiflung, manchmal schon Stumpfheit. Bei manchen war ein naher Zusammenbruch der Nerven sehr stark zu befürchten. Viele junge Männer aus dem Selbstschutz mussten sich tagelang im hohen Getreide versteckt halten, weil man sie suchte und ihrem Leben Gefahr drohte. Ein großes Glück, dass diese Zeit verhältnismäßig bald ein Ende nahm – zu Beginn der Ernte. Die Angst und innere Seelenquall hatten ihren Höhepunkt erreicht und mancher hätte es nicht mehr lange ausgehalten.

Und doch – o Du treuer Gott! – in einem Stück hatte Er uns wunderbar bewahrt. Das Schlimmste, was anfangs so sehr zu befürchten war, kam nicht, – das Leben nahm man uns nicht. Nicht, dass sie es nicht hätten nehmen wollen. O doch! Es war darauf abgesehen, alles niederzumachen. Aber das ließ Gott nicht zu. Mancher Machnowez kam schnaubend und blutdürstend in die Dörfer; er suchte fast verzweifelt nach Ursache, um jemand zu erschießen, und der Finger spielte zuckend am Hahn des Revolvers. Und wir, wir konnten uns mit nichts wehren. Außer mit Gott! Und Er hielt die Löwen im Zaum. Manche Roten wunderten und ärgerten sich, dass sie uns nichts antaten, – aber sie konnten nicht! Sie sagten, dass einige Tage oder gar nur 1 Tag, ehe sie in die Kolonie einzogen, sie ein Meeting abgehalten hatten, auf dem sie beschlossen, alles schonungslos niederzumetzeln. „Aber, " bekannten sie, „als wir erst in die Dörfer einzogen, da wussten wir nicht, was es war: Shalko stalo (es tat uns leid)! Und wir konnten nicht!" – Wir wussten, was es war; es war Gott, der in großer Gnade unser Schreien gehört hatte.

Ein anderer teilte einmal mit, als es gelang sein Herz etwas aufzutauen, dass auf einer Beratung im Stab beschlossen worden wäre, 25 Mann, wohl meistens aus dem Selbstschutz, zu ermorden (in der Gnadenfelder Wollost). „Der Beschluss hiervon und die Liste der Verurteilten", sagte er, ist in meiner Tasche. Wir sind gesandt, um das Urteil zu vollstrecken. Aus dem Stab hat man schon mehrere Male angefragt, ob wir mit der Erfüllung unseres Auftrages begonnen hätten, oder wann wir's endlich wollen? Aber – wir können nicht! Wir kennen die Betreffenden wohl, wir sehen sie auf euren Straßen; aber – es wird nichts!" So hielt Gott Seine Hand über uns.

Einzelne, aber nicht viele, wurden ermordet, auch mussten etliche arme Frauen Schreckliches erleben. Das war ja, besonders für die unglücklichen Betroffenen, sehr schwer. Gott tröste sie! Das große Ganze aber blieb verschont. Merkwürdiger Weise selbst dann noch, als im Juni wieder die Freiwilligen herbeizogen und die Roten weichen mussten. Dann war unsere Gegend, was wir noch nie erlebt hatten – der Kriegsschauplatz, wo die Kämpfe zwischen Freiwilligen und Roten stattfanden. Einzelne Dörfer bildeten die Fronte bei 2 Wochen lang. Doch auch abziehend, voll Ärger und Wut im Herzen, durften die Feinde unser Leben nicht antasten.

Also so kam es! Ein Abschnitt unseres Mennonitenlebens war abgelaufen.

Und dann? Nun, es kam Weiteres. Zuerst eine Erquickungszeit von etlichen Monaten, dann aber Ereignisse, die noch schrecklicher waren, als alles Vorherige.

Auf unserem Geschichtsseminar im März 2018 wurde die Geschichte der Wehrlosigkeit aufgegriffen und soll weiterhin gründlicher behandelt werden.

Benutzte Quellen:

J.B. Toews: Ein Vaterland verloren. – Die Geschichte der mennonitischen Emigration aus Sowjetrussland, 1921-1927, S.18-27

J.B. Toews: Czars, Soviets & Mennonites. – Faith and Life Press, Newton, Kansas, p.79-94

Krahn, Cornelius and Al Reimer. „Selbstschutz." Global Anabaptist Mennonite Encyclopedia Online. 1990. Web. 11 Jun 2018. http://gameo.org/index.php?title=Selbstschutz&oldid=143445.

Ehrt, Adolf Das Mennonitentum in Russland: von seiner Einwanderung bis zur Gegenwart. – Langensalza: Julius Beltz, 1932.: S.113-116

Heinrich B. Unruh: Fügungen und Führungen, Benjamin Heinrich Unruh (1881-1959). – Verein zur Erforschung und Pflege des Russlanddeutschen Mennonitentums, Detmold 2009, S.119-147

Махно, Нестор Иванович – *in* Википедия, 13.6.2018

Aron A. Töws: Mennonitische Märtyrer der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart. – Winnipeg 1949 Selbstverlag

A.H. Unruh: Die Geschichte der Mennoniten-Brüdergemeinde in Russland 1860-1945. – 1. Auflage Winnipeg, 1955. Auflage 2010, Samenkorn, Steinhagen

Johannes Reimer: Evangelisation im Angesichte des Todes. – Logos Verlag, Lage 2000

Zum Abschluss (V. Fast)

Gott war und ist gnädig! Auch seine Zorngerichte waren heilsam. Wie stehen wir heute in unsrer Beziehung zu Gott und wie halten wir an Christi Lebensanweisungen? Oder sind wir innerlich gefallen? Was wird uns bei solcher Prüfung wie es unsere Vorväter vor 100 Jahren erlebten passieren? Das sind nicht Fragen an die Zukunft oder an Gott, das sind Fragen an uns!

Rb_2_18.indd 31 03.07.2018 09:09:15

Ein neuer Freund

Schon seit Stunden schaute Arian aus dem Fenster des Zuges und sah sich die vorbeifliegende Landschaft an. Er musste staunen. Wenn er zuhause aus dem Fenster geschaut hatte, hat er immer nur die Wand des Nachbarhauses gesehen. Die Häuser waren dicht aneinander gebaut und die Gassen und Höfe waren schmal und dunkel, weil die vielen Häuser und Fabriken die Sonne versperrten. Aber das hier war etwas ganz anderes: bunte Blumenwiesen, dunkle Wälder und ab und zu ließen sich sogar ein paar Tiere blicken. Er rutschte ungeduldig auf seinem Sitz hin und her und dachte, wie es wohl in seinem neuen Zuhause werden würde? Ob er Freunde finden würde?

„Papa? Wie lange müssen wir noch fahren?"

Sein Vater schaute auf die Uhr: „Wenn der Zug sich nicht verspätet, müssten wir in wenigen Minuten da sein!"

Arian atmete erleichtert auf und schaute wieder aus dem Fenster. „Hier werde ich jetzt also bald leben", dachte er und lächelte vor sich hin. Kurze Zeit später hielt der Zug und sie stiegen aus.

Als Arian mit seiner Mutter am Bahnsteig stand, bemerkte er, dass vielle Menschen ihn anstarrten. Er umklammerte ganz fest Mamas Hand und versuchte das gar nicht zu beachten. Schon bald kam sein Papa und sagte ihm, dass er einen Mann gefunden hat, der sie in die Stadt bringen würde.

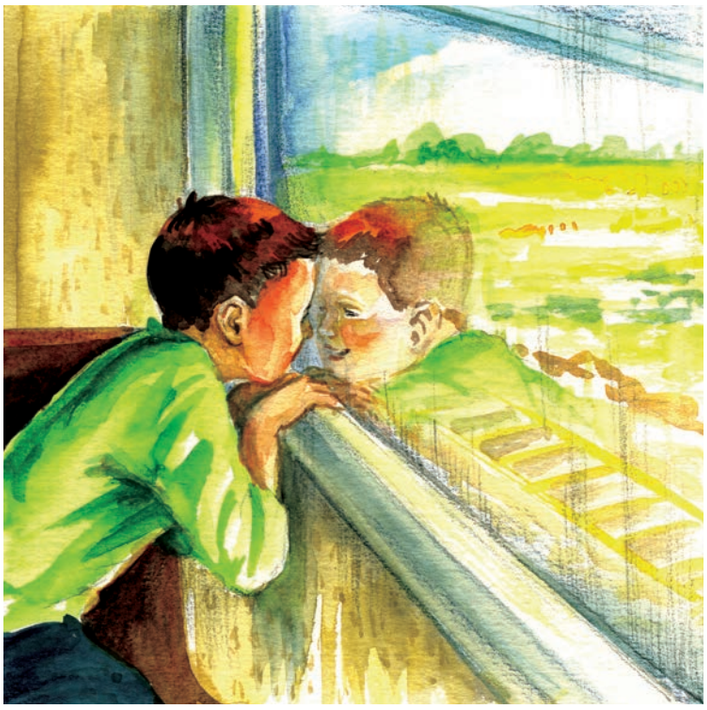
Als sie bei dem Haus, in dem sie nun wohnen würden, angekommen waren, half seine Mutter ihm aus dem Auto, denn das war für ihn zu hoch. Weil Arian in der Stadt zu wenig Sonne und somit auch zu wenig der wichtigen Vitamine für die Knochen abbekommen hatte, haben seine Beine im letzten Jahr angefangen, sich zu verformen. Dadurch fiel ihm das Gehen immer schwerer. Ein Arzt hatte gesagt, dass es nur schlimmer werden würde, wenn sein Körper nicht mehr Sonne abbekommen würde. Und so hatte sein Vater beschlossen, sich eine Arbeit außerhalb der Großstadt zu suchen und in diesen kleinen Ort auf dem Land zu ziehen. Hier würden sie nun wohnen.

Wenn die Leute ihn nur nicht alle so komisch anschauen würden, könnte es ihm bestimmt gefallen. Seine Eltern trugen die Sachen in das kleine Haus und begannen auszupacken. Arian half so gut er konnte mit. Aber es ging nicht so gut, wie er gerne wollte, da er viel langsamer war als früher und auch einen etwas wackeligen Gang hatte. Trotzdem gab er sein Bestes.

Als sie abends zusammen am Tisch saßen, fragte er seine Eltern: „Muss ich morgen in die Schule? Alle schauen mich so seltsam an. Was ist, wenn die anderen Kinder mich nicht mögen, und ich keine Freunde finde?"

Seine Mama schaute ihn liebevoll an und antwortete: „Du findest bestimmt Freunde. Weißt du, wir werden nachher beten, dass du einen Freund in deiner Klasse findest."

„Und einen Freund hast du hier doch schon!" fügte sein Vater hinzu. „Den besten, den du haben kannst: Jesus. Er liebt uns, ganz egal, wie wir aussehen, oder wo wir herkommen! Lasst uns doch jetzt gleich beten."



Arian nickte. Er faltete die Hände und sagte: „Danke, Jesus, dass du mein bester Freund bist. Du weißt doch, dass ich auch gerne einen Freund in meiner Klasse hätte. Bitte hilf, dass die anderen Kinder mich mögen und dass ich einen Freund finde. Amen."

Nach diesem Gebet fühlte er sich leichter. Trotzdem hatte er Bauchschmerzen, als er am nächsten Tag aufwachte und sich auf den Weg in die Schule machte. Die Schule war nur eine Straße weiter, deswegen konnte er dieses Stück gehen. Sein Vater war heute noch dabei, da er ihn erst noch bei seinem Lehrer anmelden musste. Unterwegs betete Arian die ganze Zeit und bat Jesus, dass er ihm hilft, Freunde zu finden.

Nachdem sein Vater dann mit seinem Lehrer gesprochen hatte, und er endlich in seine Klasse durfte, war er ein wenig verwirrt. In der Stadt ging Arian in die zweite Klasse. Hier wurden aber mehre-

Rb_2_18.indd 32 03.07.2018 09:09:16

re Klassen in einem Raum unterrichtet. Schweigend stand er neben seinem Lehrer vor der Klasse. „Das ist Arian!", sagte sein Lehrer, der sich mit Herr Scholz vorgestellt hatte. „Er ist neu hinzugezogen, nehmt ihn bitte nett auf."

Der Lehrer zeigte ihm einen freien Platz, an dem er sich hinsetzten konnte. Arian humpelte auf den Tisch zu. Auf dem Platz neben ihm saß ein Mädchen. Sie lächelte: „Hallo, ich bin Emma!" Arian nahm die Hand, die sie ihm anbot: „Hallo, ich heiße Arian!"

Der Lehrer klatschte in die Hände: „Ruhe, Kinder, ich möchte mit dem Unterricht anfangen." Die ersten Schulstunden vergingen wie im Flug und schon bald läutete der Lehrer die Glocke zur Pause. Alle Kinder sprangen auf und liefen nach draußen. Arian kam kaum hinterher. Unterwegs rempelte ihn einer der größeren Jungs an, sodass er stolperte und hinfiel.

„Pass doch auf, du Krüppel!", fuhr ihn der Junge an und schaute abwertend auf seine Beine.

Arian wurde ganz rot und hielt mit aller Kraft die Tränen zurück, er wollte jetzt nicht weinen.

„Entschuldigung!", flüsterte er, aber er saß schon wieder ganz allein auf dem Boden im Klassenzimmer. Die anderen waren schon alle nach draußen zum Spielen gerannt. Er seufzte und stand auf, um auch nach draußen zu gehen.

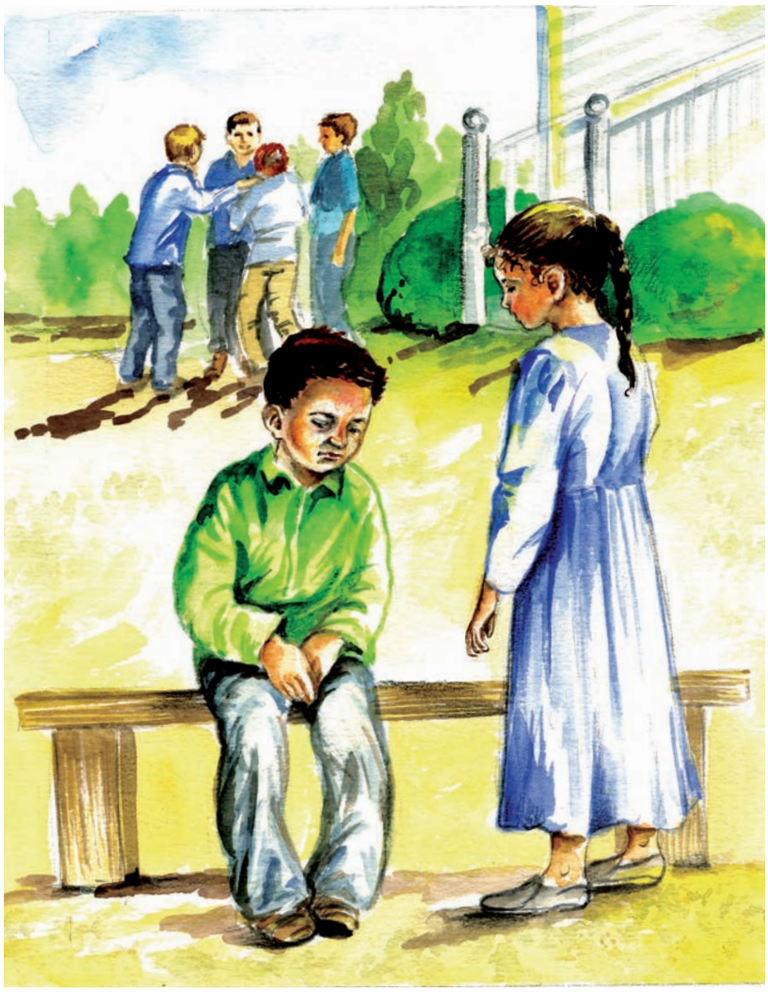
Das nächste Mal, nahm er sich vor, würde er warten bis die anderen Kinder draußen sind, bevor er aufstehen würde, um in die Pause zu gehen. Auf dem Schulhof setzte er sich auf eine Bank. Einige Kinder spielten Fangen, während die anderen mit der Murmel spielten. Er schaute in eine Ecke des Schulhofes. Dort standen einige der größeren Kinder und steckten die Köpfe zusammen. Sie lachten und schauten zu ihm herüber. Arian senkte den Kopf. So hatte er sich seinen ersten Schultag nicht vorgestellt.

„Hör am besten gar nicht drauf, wenn die anderen so gemeine Sachen sagen!" Überrascht sah er auf und sah Emma neben sich stehen. „Darf ich mich zu dir setzten?", fragte sie. Arian nickte.

„Was hast du eigentlich mit deinem Bein?", fragte Emma ihn.

In Gedanken versunken rieb er sich über das Knie und antwortete: „In der Stadt ist es ganz anders als hier. Es gibt so viele Fabriken und hohe Häuser. Die Hauseingänge sind dadurch ganz dunkel und liegen im Schatten. Der Arzt hat gesagt, es heißt Rachitis. Die Sonne ist sehr wichtig für die Knochen, aber in der Stadt bekommen wir davon einfach zu wenig ab und dann verformen sich die Knochen, wie zum Beispiel bei mir die Beine. In Düsseldorf, wo ich herkomme, haben das mehrere Kinder, manchmal sogar schon Babys. Ich war mit meinen Eltern bei vielen Ärzten, bevor uns jemand sagen konnte, woher das kommt. Aber auch wenn man weiß woher es kommt, kann man wenig dagegen tun, weil die meisten Familien in der Stadt auf ihre Arbeitsstelle in den Fabriken angewiesen sind."

Emma schaute ihn mit großen Augen an: „Ich habe immer davon geträumt in die Stadt zu ziehen. Die vielen Einkaufsläden, die großen Häuser und Autos. Aber wenn du es so erzählst, bin ich wirklich froh, dass ich hier auf dem Land wohne."



„Naja, das ist natürlich nicht überall so, aber wo wir gelebt haben, schon. Mama sagt immer, wir müssen Gott dankbar sein, dass Papa hier eine Arbeitsstelle gefunden hat. Das ist nicht selbstverständlich. Viele haben einfach keine Möglichkeit aus der Stadt aufs Land zu ziehen!"

Die beiden unterhielten sich noch eine Weile bis die Schulglocke das Ende der Pause verkündete.

Rb_2_18.indd 33 03.07.2018 09:09:17

Arian und Emma warteten noch ein bisschen, bis die meisten Kinder schon ins Klassenzimmer gegangen waren und gingen dann als letzte hinterher, damit Arian nicht wieder mit jemanden zusammenprallte.

„Weißt du, ich bin wirklich sehr froh, dass Herr Scholz mich neben dich gesetzt hat", meinte Arian auf dem Weg ins Klassenzimmer. „Ich habe gestern gebetet, dass Jesus mir in der neuen Schule einen Freund schenkt."

„Ich bin aber doch kein Freund, ich bin doch ein Mädchen!", lachte Emma.

„Das stimmt", Arian grinste. „Aber wir können doch trotzdem Freunde sein."

Emma nickte: „Auf jeden Fall. Aber wer ist denn eigentlich dieser Jesus?"

„Das", meinte Arian, „ist mein allerbester Freund. Ich weiß, dass Er immer bei mir ist und mich liebt. Und zwar so sehr, dass Er sogar für mich gestorben ist! Als ich hierher gezogen bin, hatte ich Angst. Die Menschen schauen mich alle an. Ich hatte Angst, dass ich keine Freunde finden werde und alleine sein werde. Aber auch wenn das so gekommen wäre und mich hier keiner lieb haben würde, Jesus würde mich immer lieben. Das weiß ich ganz fest in meinem Herzen."

„So einen Freund möchte ich auch haben", meinte Emma, als sie gerade den Klassenraum betraten. Einige Kinder schauten auf und starrten Arian an.

Der Junge, mit dem er vorhin zusammengestoßen war, stand gerade noch vorne an der Tafel und machte sich dann, als er Arian sah, lachend und humpelnd auf den Weg zu seinem Platz. Dabei tat er einmal so, als würde er beinahe hinfallen. Die meisten aus der Klasse lachten. Einige schauten Arian mitleidig an. Aber keiner sagte etwas. Emma sah den Jungen wütend an und schob Arian schnell auf seinen Platz. Zum Glück kam der Lehrer in diesem Moment in den Klassenraum. Es wurde schlagartig ruhig, als wäre gerade nichts gewesen und der Lehrer begann mit dem Unterricht.

Als der Lehrer die Schule für diesen Tag beendete, war Arian froh. Er wollte nur noch schnell nach Hause. Aber Emma hatte noch eine Frage: „Wie kann ich diesen Jesus eigentlich kennen lernen?"

„Warst du etwa noch nie in der Kirche?", fragte Arian.

„Ne", Emma druckste herum. „Mein Vater geht nicht gerne in die Kirche. Er möchte damit nichts zu tun haben. Wir haben hier zwar immer am Sonntag einen Gottesdienst in der Schule, aber ich war da das letzte Mal, als ich noch sehr klein war. Daran kann ich mich eigentlich gar nicht erinnern."

Arian dachte kurz nach und meinte dann: „Also, ich kann mal meine Eltern fragen. Bestimmt kannst du mal mit uns hin. Und wenn du uns mal besuchen kommst, können wir zusammen in meiner Bibel lesen. Da kann man Jesus kennen lernen."

„Oh ja, sehr gerne."

Die beiden merkten, dass auf einmal alle Kinder weg waren und der Lehrer nur noch auf sie wartete, um die Schule abzuschließen. Arian packte noch schnell seine Sachen ein und sie machten sich auf den Heimweg.

Zuhause angekommen hatte seine Mutter gerade das Essen fertig. Der Vater musste jeden Moment von der Arbeit nach Hause kommen. Arian wusch sich die Hände und begann den Tisch zu decken.

„Und, Schatz, wie war die Schule?"

Seine Mutter schaute ihn liebevoll an.

„Ach, weißt du, Mutti", erwiderte Arian. „Eigentlich war es ganz schön. Ich habe eine neue Freundin, sie heißt Emma und sie möchte Jesus kennen lernen!"

Seine Mutter lächelte: „Das ist doch schön! Aber irgendwas ist doch noch gewesen, das merke ich doch."

Arian traten die Tränen in die Augen, die er den ganzen Tag über krampfhaft zurückgehalten hatte. „Einige Kinder sind so gemein. Sie machen sich über mich lustig und lachen mich aus."

Seine Mama nahm ihn in den Arm und strich ihm sanft über den Rücken. „Das ist gemein. Das tut mir sehr leid, Liebes. Aber du darfst nicht vergessen, dass Jesus auch diese Kinder liebt. Er liebt uns, egal was wir tun. Nur das Böse, dass wir immer wieder tun, das hasst Er und das hat Ihn dazu gebracht, dass Er für uns sterben musste. Auch wenn es schwer ist, darfst du nicht bitter werden, wenn die anderen gemein zu dir sind und dich, wenn auch vielleicht nur mit Worten, verletzten. Bitte Jesus, dass Er dir hilft ihnen zu vergeben und sie zu lieben."

Arian wischte sich die Tränen aus den Augen: „Worte können manchmal viel mehr weh tun als Schläge, Mama!"

Seine Mutter umarmte ihn noch fester und gab ihm einen Kuss auf die Wange: „Ich weiß, Liebes, und alleine können wir es auch nicht schaffen, allen zu vergeben. Dafür brauchen wir Jesus!"

Abends lag Arian im Bett und dachte über die Worte seiner Mutter nach. Er faltete seine Hände und betete: „Jesus, ich danke dir, dass du meine Gebete erhört hast. Danke, dass ich eine Freundin gefunden habe. Du siehst doch auch, dass die anderen Kinder in der Klasse so gemein zu mir sind. Bitte hilf mir, ihnen zu vergeben und sie zu lieben. Amen." Er schloss die Augen und fügte dann noch hinzu: „Und, Jesus, bitte hilf Emma dich kennen zu lernen!"

Rb_2_18.indd 34 03.07.2018 09:09:17

Woldemar Daiker – ein Leben aus Gnade und Wirken im Glauben

Nachruf

Woldemar Daiker war 1990 einer der Mitbegründer des Hilfskomitees Aquila und ständiger Mitarbeiter, bis seine Erkrankung Anfang 2017 sein Mitwirken unmöglich machte. Als Freunde, Wegbegleiter und Mitarbeiter fällt es uns schwer zu fassen, dass Wolli, wie wir ihn nannten, nicht mehr bei uns ist.

Bei diesem Abschied denken wir an das Erbe und die Gnade, die Gott unserer Generation allgemein und Woldemar Daiker insbesondere gewährt hat.

„Aus Seiner Fülle haben wir alle empfangen Gnade um Gnade!“ Joh 1,16

2.Mo 34,6-7: Und der HERR ging vor seinem Angesicht vorüber und rief: Der HERR, der HERR, der starke Gott, barmherzig und gnädig, langsam zum Zorn und von großer Gnade und Treue;

der Tausenden Gnade bewahrt und Schuld, Übertretung und Sünde vergibt, aber keineswegs ungestraft lässt, sondern die Schuld der Väter heimsucht an den Kindern und Kindeskindern bis in das dritte und vierte Glied!

Unsere Vergangenheit ist ein Zeugnis davon wie Gott das Erbe und die Gnade handhabt.

Wir Menschen erben aus der Vergangenheit den Segen, aber auch den Fluch – das ist eine schwerwiegende Tatsache, die für uns sehr geheimnisvoll und vielleicht unheimlich ist. Wir entscheiden dann aber, welches Erbe wir annehmen und weitergeben. Wir entscheiden mit, aber nur durch Gottes Gnade und Kraft kann der Fluch entkräftet werden und der Segen neue Frucht bringen.

Unzählige Generationen gingen über diese Erde. Seit Adam wird der Segen und der Fluch weitergegeben. Wir Menschen werden in Sünde geboren. Das gilt auch für unsere Generation. Woldemar gehörte der Generation an, der in der Schule und durch Propaganda sehr intensiv vermittelt wurde, dass es keinen Gott gibt: Gagarin war ja im Weltraum gewesen und hatte keinen Gott gesehen. Der Gottglaube wäre nur etwas für Schwachsinnige oder politisch verdächtige Fortschrittsgegner. Die sowjetischen Führer erklärten auf dem Parteitag 1962, dass die gegenwärtige Generation das kommunistische Paradies auf der Erde aufbauen und in diesem herrlichen System leben sollte. Diese Bestimmung wurde uns auch über die großen Plakate aufden Straßen eingeschärft. Das war ein fatales Erbe. Auf solch einer gottlosen Grundlage konnte nur ein teuflisches System entstehen und dies hatten die Familien seiner Eltern hart erlebt.

Woldemar mit seinen Freunden am Musizieren

Woldemar an seinem Arbeitsplatz bei Hilfskomitee Aquila

Woldemars Großvater Kornelius Hamm wurde mit vielen anderen als systemunpassender Bauer 1934, und ein zweites Mal 1938, ins Konzentrationslager geschickt. Nach eineinhalb Jahren starb er mit 60 Jahren im KZ. Auf beeindruckende Weise mahnte er in seinen Briefen aus dem Lager jedes der Familienglieder, treu zu Gott zu halten. Die Restfamilie wurde im Dezember 1941 aus der mennonitischen Kolonie Alt-Samara in das Karagandagebiet deportiert.

Großmutter Maria Hamm, ein Onkel und eine Tante starben dort den Hungertod, sowie einer der Schwiegersöhne. Fünf Töchter überlebten die schwere Zeit.

Auguste (1925-1997), die Jüngste von den Fünf, musste harte Arbeit, den Hungertod einiger Familienglieder, die Mobilisierung in die Arbeitsarmee, Verhaftung und Straflager erleben. 1948 kam Auguste nach Karaganda und heiratete Robert Daiker (*1922-1971). Die Familie von Robert Daiker war schon in den 1930ern aus der Autonomen Republik der Wolgadeutschen in das Kustanajgebiet deportiert worden. Woldemar war das zweite Kind von Auguste und Robert und wurde in einer ärmlichen Erdhütte geboren. Er wuchs mit vier Geschwistern auf – Toni, Irma, Selli und Willi. Sie hatten die Erinnerung an die Gewalttaten, Armut und Rechtlosigkeit geerbt.

Doch mit Mühe und Arbeit ging das Leben weiter. Allmählich fanden sich die Verwandten, die die schwere Zeit überlebt haben, und viele sammelten sich in Karaganda. Neben der Evangeliums-Christen-Baptisten-Gemeinde entstand 1957 eine große Mennoniten-Brüdergemeinde. Die Mutter, Auguste Daiker, hatte sich bekehrt und wurde am 28. Juni 1958 in der MBG getauft. Die große Not der Familie war, dass der Vater Gott fernblieb und eine weltliche Lebensweise führte. Ein zweierlei Erbe: die Bestrebung der frommen Seelen einerseits und der gottesfremde Sinn andererseits.

Woldemar wurde 1957 eingeschult und ging gerne zu Schule, obwohl er – wie auch andere Kinder aus christlichen Familien – den Druck und die Verachtung den Gläubigen gegenüber stark zu spüren bekam. Trotzdem wurde er nicht Mitglied der kommunistischen Kinderorganisationen wie die Oktoberkinder oder die Pioniere.

Auguste Daiker suchte Hilfe bei Gott und Glaubensgeschwistern. Seit ihrer Kindheit war sie eng mit ihrer älteren Schwester Helena Fast (1914-1991) verbunden. Angst und Sorge um die geistliche Not der gottlosen Umgebung, in der ihre Kinder

Rb_2_18.indd 35 03.07.2018 09:09:20

aufwuchsen, trieb beide ins Gebet und verband sie noch mehr. Diese Gebete waren eine große Gnade für die Kinder und sind ihr bleibendes Erbe.

Die Mutter betete nicht nur, sie bemühte sich auch, die Kinder in eine erweckte, christliche Gemeinschaft zu bringen. In Karaganda, wo die Familie Daiker lebte, gab es dazu einige Möglichkeiten. Trotz Bedrängnis und Verfolgung führten die Gemeinden regelmäßige Versammlungen, zum Teil in Privathäusern in den verschiedenen Teilen der Stadt, durch. Ab 1959 förderte Auguste Daiker den Kontakt der Kinder mit Tante Lena Weyer, einer frommen, gelähmten Schwester, die gerne mit Kindern das Wort Gottes las und geistliche Themen besprach. Sie konnte einen starken frommen Einfluss auf die Kinder ausüben. So kam es, dass sich zuerst Toni, dann Irma und dann Wolli (1963) bekehrten. Sie bekamen viele Freunde aus gläubigen Familien, die sich einer nach dem anderen auch bekehrten und die einen Grundstock für die Nachkriegs-Gemeindejugend bildeten. Das waren gnadenvolle Führungen Gottes.

Aber einige, unter ihnen war auch Woldemar, zögerten auf den Weg der Nachfolge Jesu zu treten. Trotz aktiver Teilnahme an der Jugendarbeit waren allerlei Zweifel nicht beseitigt. Es gab viele Ablenkungen: das Lernen, Schach oder das Fahrrad. Das letzte Schuljahr absolvierte Woldemar in der Abendschule und arbeitete parallel in einem Betrieb. Mit 18 Jahren begann er sein Bergbau-Studium an der Technischen Hochschule Karaganda, das er 1974 abschloss. In den Winterferien 1970 reiste er mit Viktor Fast nach Tomsk und lernte dort die wissenschaftliche Arbeit seines ältesten Cousins Wilhelm Fast kennen.

Ein harter Einschnitt für die ganze Familie war der tragische Tod ihres Vaters im Januar 1971. Danach reiste Woldemar in den Winterferien mit Viktor Fast nach Frunse zu der verwandten gläubigen Familie des Predigers Johann Richert. Dort erlebten sie die innige geistliche Gemeinschaft in der kleinen MB-Gemeinde Nowopawlowka. Beiden wurde klar – sie müssen sich entscheiden. Dazu wurden nur wenige Worte ausgetauscht und beide meldeten sich zur Taufe. Am 3. Juli 1971 wurden sie gemeinsam mit ca. 30 Geschwistern getauft und in die MBG Karaganda aufgenommen. Viele Gebete, besonders der Mütter, wurden so erhört – eine unverdiente Gnade vor Gott.

Die Gemeinde bestimmte stark das geistliche Wachstum der bekehrten Jugendlichen und auch das von Woldemar.

27 Jahre haben Woldemar Daiker mit Jakob Penner einander bei Hilfskomitee Aquila ergänzt

Gotteserkenntnis, Sündenerkenntnis, Selbsterkenntnis und Schriftkenntnis bekamen sie dort vermittelt. Viele Jugendliche der Jugendgruppe wünschten sich gründliche Bibelarbeiten, die der wichtigste Teil der Jugendversammlungen wurde.

Schon seit 1965 spielte Woldemar in Musikgruppen mit und seit 1966 sang er in den Versammlungen in Privathäusern im Chor. Gesang blieb für ihn bis ans Ende ein wichtiger Dienst. 1971 gründete er mit fünf Freunden eine Musikgruppe, die sie nach den Anfangsbuchstaben ihrer Vornamen AWIWEW nannten. 1977 übernahm er mit Johann Bergen und Heinrich Thielmann für einige Jahre die Leitung einer Gemeindemusikgruppe.

Im Juli 1975 heirateten Woldemar und Anna Thielmann, mit der er eine harmonische Ehe führte. Auf ihrer Hochzeitsreise zelteten sie im Altaigebirge im sibirischen Wald am Telezkoje-See. Gott schenkte dem Ehepaar fünf Kinder: Margarethe, Elisabeth, Irene, Maria und Kornelius. Als Vater und später auch als Großvater nahm sich Woldemar viel Zeit, um mit den Kindern zu spielen, ihnen vorzulesen, mit ihnen etwas zu unternehmen und besonders viel mit ihnen zu singen. Oft besuchte er mit seinen Kindern Verwandte oder Glaubensgeschwister, um ihnen geistliche Lieder vorzusingen.

1972 las Gerhard Wölk, der die Jugendlichen geistlich fördern wollte, mit einigen Jugendlichen das Buch „Weltweite Bruderschaft“ von Horst Penner. Woldemar war dabei, und die Lektüre entfachte in ihm das Interesse für die Geschichte unserer Glaubensgemeinschaft und unserer Glaubensväter.

Im November 1972 versammelten die Ältesten Willi Matthies und Heinrich Wölk eine Gruppe junger Brüder zu einem Abendbibelkurs. Woldemar, sowie einige seiner Jugendfreunde, waren dabei. Ab Frühling 1973 versammelte sich die Gruppe zu regelmäßigen „Lesestunden,“ bei denen geistliche Bücher gelesen und besprochen wurden. Ab 1975 wurden die Stunden nach einem Bibelschulprogramm gestaltet, an dem dann zehn Jahre lang gearbeitet wurde. In seiner Gnade und Weisheit führte Gott die jungen Brüder so in den Gemeindedienst. In dieser Zeit begann auch Woldemar, sich an der Wortverkündigung zu beteiligen.

Was sehr wichtig war: Die jungen Brüder waren immer von Geschwistern umgeben, die für sie beteten, sie belehrten und zurechtwiesen, aber auch

Die wichtigste Entscheidung des Lebens – für immer dem Herrn Treue zu erweisen

Rb_2_18.indd 36 03.07.2018 09:09:22

ihnen vertrauten, sie herausforderten und ihnen so das brüderliche Miteinander im Dienste des Herrn vermittelten. Das ist das Größte, was einem hier auf Erden zufallen kann.

Nach dem Studium arbeitete Woldemar als Bergbauingenieur in einem Forschungsinstitut (1974-1976) und später im Steinkohle-Tagebau (1976-1987).

So wurden die ersten vier Jahrzehnte seines Lebens in Karaganda eine Vorbereitung für den intensiven Dienst, der mit dem Zusammenbruch des Sozialismus und dem Beginn der Freiheit begann. Auch das war unerwartete Gnade aus Gottes Fülle. Wir erlebten, wie Gott nicht nur durch leises Mahnen im Herzen wirkte, sondern wie Er mächtig eingriff und die Weltmächte erschütterte.

Woldemars Mutter und drei Geschwister wanderten 1978 nach Deutschland aus. Seine eigenen Ausreiseanträge wurden von den sowjetischen Behörden aber immer wieder abgelehnt. Erst als die Sowjetunion die Grenzen für die Auswanderung öffnete, konnte er mit seiner Familie im April 1987 nach Deutschland ausreisen. Hier siedelte er in der Nähe der Mutter in Bielefeld an und wurde Mitglied in der MBG Bielefeld-Heepen.

In den ersten Jahren in Deutschland arbeitete Woldemar als technischer Übersetzer. In der Gemeinde nahm er am geistlichen Dienst teil. In den 30 Jahren, in denen er in der Gemeinde in Heepen war, übernahm er Dienste aus sehr verschiedenen Bereichen, wie im Kinder-, Gemeinde- und Seniorenchor, dem Büchertisch, dem Diakonendienst (eingesegnet am 10.12.1991), im Archiv, als Protokollant und als Fotograf.

Im Sommer 1990 wurde das Hilfskomitee Aquila mit der Zielsetzung gegründet, den Gemeinden im Osten der Sowjetunion Hilfe zu leisten. Woldemar wirkte von Anfang an aktiv mit. Zu Beginn war es eine reine Freizeitbeschäftigung, der er sehr intensiv nachgehen konnte, weil er zu der Zeit arbeitslos war. 1995 wurde er bei Aquila vollzeitig eingestellt. Es war für ihn nicht einfach ein Beruf, sondern ein hingebender Dienst für den Herrn, der zu seiner Lebensaufgabe wurde. Dazu verhalf ihm auch sein großer Respekt vor der Gemeinde Gottes und den einzelnen Ortsgemeinden. Dieser Dienst war mit viel Organisation und mit Reisen nach Kasachstan und Sibirien verbunden. Auch diese Dienstmöglichkeit war eine große Gnade von oben.

Woldemars Mutter hatte im Laufe ihres Lebens sehr viele geistliche, erbauliche Bücher abgeschrieben. Ihren Kindern sollte es in dem Land, in dem keine geistlichen Bücher gedruckt werden durften, nicht an geistlichem Lesestoff mangeln. Viele von diesen Büchern wurden in den Familien gelesen. Auch schrieb jeder Chorsänger und Musikant dicke Liederhefte mit dem Musiksatz in Ziffern ab. Der Mangel an guten, geistlichen Lehrbüchern führte dazu, dass einige Brüder in den 1970ern die vorhandenen Bücher zu fotokopieren begannen. Woldemar war mit der Technik vertraut, weil er schon als Kind gerne fotografiert, und er so manche Nacht mit dem fotokopieren von Büchern verbracht hatte hatte. Mit dem Verlag Samenkorn schenkte Gott außerordentliche Möglichkeiten diesen Dienst auszuweiten. Keine vererbte Anlage, kein menschliches Können und Wissen hatte das bewirkt, es war nur die Gnade Gottes.

Seit 1997 befassten sich einige Brüder damit, die Geschichte der Erweckung und der Gemeinden in der Sowjetunion zu erforschen. Im Laufe von 20 Jahren sammelte Woldemar Daiker ein großes Archiv von Dokumenten, Fotos und Publikationen zusammen. Einiges davon wurde in den Aquila-Heften und einigen Büchern publiziert. Woldemar fertigte viele Fototafeln zu verschiedenen Anlässen an. Nachdem er mit 63 in Rente ging, verbrachte er weiterhin viel Zeit mit dieser Arbeit. Mit seinem Ausscheiden hat das Archiv keinen Pfleger – eine Lücke, die dringend geschlossen werden muss.

Woldemar war kein Mann vieler Worte, er war zurückhaltend und ruhig. Er begegnete jedem stets mit Respekt, Achtung und Freundlichkeit und war immer um Frieden bemüht. Wir hörten ihn nicht negativ über andere reden und er ertrug es nicht, wenn andere es taten. Andere hat er oft ermutigt und motiviert, oder auch brüderlich zurechtgewiesen. Er besaß einen speziellen Sinn für Humor und einen besonderen Blick für die Schönheit der Natur.

Längere Beschwerden bewegten Woldemar, sich im Januar 2017 an einen Arzt zu wenden. Bald kam die schwerwiegende Diagnose – Krebs. Für eine Operation war es zu spät. 14 Monate lang wurde mit Chemotherapie gegen die Krankheit gekämpft. Die Nachwirkungen waren eine schwere Belastung. Woldemar fand das Gleichgewicht in seinem Herrn und in der Heiligen Schrift. Er blieb in enger Verbindung mit seiner Gemeinde; die Gottesdienste und Gemeindeabende verfolgte er von zu Hause aus. Er übernahm Aufgaben, die er zu Hause erledigen konnte. Er war sehr beeindruckt über die breite Anteilnahme, die ihm entgegengebracht wurde und wie viele Menschen ihn in ihre Fürbitte einschlossen. In der Familie und mit seinen Besuchern sang er in dieser Zeit viel.

Anfang Mai drückte die Krankheit ihn schwer nieder. Das Sprechen fiel ihm immer schwerer; Lieder konnte er jedoch weiterhin gut singen. Viele konnten noch einen innigen Abschied von ihm nehmen. Am 18. Mai ging er gegen vier Uhr morgens voller Frieden heim.

Waldemar mit den Mitarbeitern während des Baus vom neuen Bürogebäude von Hilfskomitee Aquila in Steinhagen

Mit inniger Teilnahme, Dankbarkeit und voller Vorfreude auf ein Wiedersehen nahm am 24. Mai eine große Schar seiner Verwandten, Freunde und Glaubensgenossen von ihm Abschied.

Das Erbe – wie der Segen, so auch der Fluch – wirkt nur auf Gottes Geheiß. Gott, dem Höchsten sei Dank, dass ER uns dabei viel Gnade gewährt hat und weiterhin gewähren will. Uns, mit unserem kleinen Verstand und kurzsichtigem Willen, die wir die Zusammenhänge nicht durchschauen können, hat der Allerhöchste Wege der Gnade bereitet – für dieses Leben und, wir dürfen es im Glauben annehmen, bis in Sein ewiges Reich und Seine Herrlichkeit hinauf.

Rb_2_18.indd 37 03.07.2018 09:09:23

Aus dem Tagebuch einer Lehrerin

Wunderbar und groß ist unser Herr. Ihm will ich für den Segen und den Erfolg in der Schule danken.

Wie hat mich der Dienst meiner Geschwister aus Deutschland bereichert. Sie haben in den letzten Tagen einen Basteltag mit unseren Schülern (in Korolewo) durchgeführt.

Nadja D. mit einigen ihrer Schüler zu Besuch in der Gemeinde in Ushgorod

Die Kinder sind voller Eindrücke und erinnern sich oft, wie gut und interessant es war. Wenn die Zigeuner Aufmerksamkeit bekommen, vergessen sie es nicht. Ich bete, dass der Herr es euch vergilt.

So schnell geht ein Schuljahr wieder zu Ende. Die Vorbereitungen für den Abschluss und den Schlussgottesdienst laufen mit Anstrengung. Das vierte Jahr meines Aufenthaltes im Tabor neigt sich dem Ende zu. Die Gnade und den Segen Gottes in dieser Zeit kann man nicht zählen.

Gleich im ersten Schuljahr unterrichtete ich abends die jungen Brüder und später auch ältere Schüler in der Musiklehre. Bei den Zigeunern stehen Musik und Gesang auf dem ersten Platz. Viele Schüler hatten den Wunsch Noten zu lernen. Da ich nicht alle Klassen unterrichten konnte, wurde von den leitenden Brüdern diese Aufgabe den ältesten Schülern übergeben. Diese sind schon Gemeindemitglieder und Dirigenten. Wir wundern uns, wie schnell und leicht sie den Kindern in ihrer Muttersprache alles erklären. In einer kurzen Zeit umfassten sie ein großes Programm. Es wurden drei Klassen aus Schülern und Brüdern (die im Chor singen) gebildet. Der Unterricht wird regelmäßig durchgeführt. Einer von den zwei freien Klassenräumen wurde ihnen als Unterrichtsraum zugeteilt. Die Brüder sind willig ihre Kenntnisse weiterzugeben. Einige von ihnen werden demnächst die Dirigentenkurse der Bruderschaft besuchen. Darüber freue ich mich besonders!

Die Gemeinde Korolewo hat viele Kinder. Im Januar wurde noch eine Kindergruppe für kleine Kinder gebildet. Leider gab es im Bethaus keinen freien Raum und so wurde dieser Gruppe der zweite freie Klassenraum zugeteilt. Hier verrichten die Brüder und Verantwortlichen eifrig ihren Dienst. Die Arbeit mit den Kindern ist in der Gemeinde gut organisiert. Dem Herrn die Ehre!

Für die wunderbare Schule bin ich dem Herrn und euch sehr dankbar. Keine Ecke ist leer geblieben und wir arbeiten fast ohne Pause.

„HERR, segne und vergelte einem jeden, der an dem Dienst unter den Zigeunern teilnimmt."

Nadeschda Deschko

Hat er sie geheiratet?

Die Änderungen im Zusammenhang mit dem Wechsel des Präsidenten in Usbekistan sind offensichtlich. Aber das gilt nicht für die Gläubigen in Urgentsch. So wie man die Christen verfolgt hatte, so werden sie auch weiterhin verfolgt. Wie man Literatur beschlagnahmt hatte, so wird sie auch weiterhin weggenommen. Anfang 2018 wurden die Wohnungen der Gläubigen nach christlicher Literatur durchsucht. Eines Morgens kamen die Behörden in das Haus der usbekischen Familie von Ojbek R., und ohne die Zustimmung der Besitzer abzuwarten begann die Durchsuchung. Ein ganzer Bus von Polizeibeamten war daran beteiligt. Die Erwachsenen wurden auf eine Bank gesetzt, sie durften sich nicht einmal die Hausschuhe anziehen. Es wurde alles überprüft, sogar die Schulranzen der Kinder. An diesem Tag wurden verschiedene Bücher mitgenommen. Doch besonders traurig ist, dass zwei Zwillingsmädchen ihre geliebte „Posnawaj Bibliju" (deutscher Titel: Entdecke die Bibel) hergeben mussten. Beide haben vor kurzem angefangen, darin zu lesen. Am Abend, nach dem Lesen, haben

Die Zwillingsmädchen aus einem Kischlak in der Nähe von Urgentsch vermissen das Buch „Entdecke die Bibel"

sie das Buch offen liegen gelassen. Und am Morgen freute sich ein Polizist: „Oh, was für ein großes und schönes Buch!"

Später wurde eine Bibel zurückgegeben, doch „Posnawaj Bibliju" wurde als gefährlich eingestuft und nicht erstattet. Die Mädchen trauerten dem Buch nach: „Schade, dass wir es

Rb_2_18.indd 38 03.07.2018 09:09:24

nicht versteckt haben, damit es niemand findet. Wir sind bei der Geschichte von Jakob stehengeblieben. Er musste sieben Jahre lang für seine Braut arbeiten. Doch wir wissen nicht, wie es weitergeht. Hat er sie geheiratet oder nicht?“ Die Zwillingsmädchen heißen Fatima und Aisha R. Sie beten, dass das Buch zurückkehrt oder Gott ihnen ein neues schickt. Das Buch wurde jedoch noch nicht zurückgegeben

Die Hausgemeinde der Geschwister Kim in Urgentsch

Zur gleichen Zeit wurde in Urgentsch bei der Familie Kim (Gemeindeleiter) das Haus durchsucht. Ein ganzer Sack voll Literatur wurde mitgenommen. Man tat es demonstrativ, in aller Öffentlichkeit, damit die Nachbarn darauf Obacht geben sollten.

Durch Leiden zur Freude

Wie Gott der Gemeinde in Karschy trotz Verfolgung Wachstum schenkt

Schon einige Jahre führt Gott die Gemeinde in Karschy einen Leidensweg. Es gab Zeiten, wo für ein gefundenes christliches Liederbuch ein Kühlschrank als Strafe eingezogen wurde. Noch vor fünf Jahren glaubten die Behörden, dass sie mit allen Missionaren fertig geworden sind. Doch der Herr führt neue Seelen zum Retter. Die kleine Gruppe erlebte nicht wenig Prüfungen: Hausdurchsuchungen, Störungen der Gottesdienste durch Behörden und Drohungen seitens der Regierung. Dennoch lebt die Gemeinde weiter und ist ein Licht für die Umgebung.

Erst vor kurzem begann das gemeinsame Leben der jungen Familie Nabi und Fasilat B. vor ca. einem Jahr haben sie geheiratet. Die Verfolgung aufgrund des Glaubens ließ nicht lange auf sich warten. Schon lange bereitete Gott den 24-jährigen Ehemann für den Dienst vor. Er wuchs in einer Verwandtschaft auf, in der es viele Taubstumme gab. In der Schule lernte er die usbekische und in der Gemeinde die russische Sprache. Es ist eine Bereicherung, drei Sprachen zu kennen. Einladungen werden in Usbekisch ausgesprochen, gepredigt wird auf Russisch und parallel für die Tauben in der Gebärdensprache.

Von seinem Eifer für die Gemeinde erfuhren auch die Behörden und luden ihn für den 24. Mai zur Gerichtsverhandlung ein. Der Richter stellte Nabi einige Fragen: „Wer hat dich zur Gemeinde gebracht? Woher hast du die Bibel? Wirst du die Gottesdienste weiterhin besuchen?“ Daraufhin bekam er die Antwort: „Die Bibel habe ich in Taschkent bei der Bibelgesellschaft erworben. In diesem Buch steht geschrieben, dass man die Versammlungen der Gläubigen nicht verlassen soll.“ Der Richter forderte ihn auf: „Bete doch zuhause. Führe keine Versammlungen durch, da dies gesetzlich verboten ist.“ Anschließend wurde Nabi zu fünf Tagen Freiheitsentzug verurteilt. Sofort wurde er mit Handschellen in die Haftzelle geführt. In der Zeit der Isolation versuchten die Vollzugsbeamten, aber auch einige Insassen, ihn mit langen Haftstrafen einzuschüchtern. Nach Ablauf der Frist wurde der junge Ehemann von seiner Frau und vielen Freunden und ungläubigen Verwandten empfangen und abgeholt. Alle hörten aufmerksam das Glaubensbekenntnis des Freigelassenen. Die Verfolgung diente zum großen Segen.

Für die Gemeinde in Karschi war die Entlassung von Nabishon B. aus dem Gefängnis Grund zum Dankgottesdienst

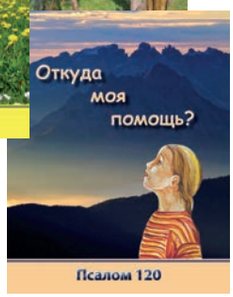
Nabishon B. bei seiner Entlassung aus dem Gefängnis, Mai 2018

Unsere Freunde aus Karschy bitten, dass wir für die Gemeinde und das junge Ehepaar beten. Sie möchten im Glauben wachsen und sich frei versammeln können. So erleben sie trotzt Verfolgung Wachstum durch Neubekehrte. Das ist ein Grund zur Freude.

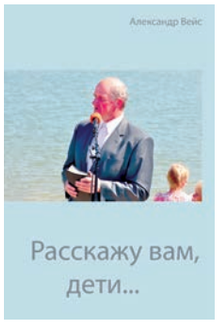
Rb_2_18.indd 39 03.07.2018 09:09:30

Buchvorstellungen Frühling-Sommer 2018

„Путь праведных“, „Добрый Пастырь“, „Откуда моя помощь?“ Psalmen 1, 23 und 121
Illustrierte Hefte für die Kinderarbeit. Sehr gut als Verteilschriften bei Kinderfreizeiten und Kinderstunden geeignet. So wird der biblische Inhalt kindgerecht vermittelt.
Samenkorn, Softcover, 20-28 Seiten



„Расскажу вам, дети ...“
Aleksander Weiß
Autobiographische Erinnerungen aus dem Leben und Krankheit des Autors. Darin schildert er auf eindrückliche Weise viele Erlebnisse und Lektionen, die Gott ihm in Freude und Leid beibrachte.
Samenkorn, Hardcover, 269 Seiten



„История с хорошим концом“
Svetlana Timochina
Geschichten mit einem guten Ende werden von allen gemocht. Doch geschieht es in unserem Leben nicht immer so. Möglicherweise machen sich viele Gedanken, wie sie etwas Gutes machen können, doch kommt es nicht selten anders. Dieses Buch gibt 40 Geschichten für Kinder und alle, die nicht nur ein gutes Leben führen möchten, sondern auch in der Ewigkeit leben möchten.
Samenkorn, Hardcover, 206 Seiten

„Помыслите о Претерпевшем“
Svetlana Timochina
Gott ruft die Menschen nicht durch leuchtende Reklame gewählter Ausdrücke. Er redet deutlicher über unsere Gefühle, Angst, Schuld, Illusionen und Lebenszielen. Dies behandeln die Gedichte in diesem Buch. Es fordert heraus, über den, der alles erduldet hat nachzudenken...
Samenkorn, Hardcover, 240 Seiten

„Пребудьте во Мне“ (Band 4)
Wjatscheslaw Shurawlew
Erlebnisse aus dem Leben und dem Dienst des Autors in Kasachstan, Russland, Deutschland und Amerika.
Samenkorn, Hardcover, 640 S.

„Цена истинной свободы“
Nikolaj Schepel
Dieses Buch ist ein lebendiges Zeugnis über die Erweckung durch die Macht des Heiligen Geistes im Volk Gottes. Es beschreibt eine Periode der Verfolgung der Gemeinde zur Zeit des kommunistischen Systems in der atheistischen Ukraine. Dabei werden sowohl positive, als auch negative Seiten der Kinder Gottes gezeigt: Glaube und Kleinglaube, Treue und Feigheit.
Samenkorn, Hardcover, 439 Seiten

„Der Heimat beraubt“
Rudolf Penner
Beschreibung der alten mennonitischen Kolonie Chortiza in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts und das Schicksal eines mennonitischen Jünglings während des Zweiten Weltkriegs von 1941-1945.
Samenkorn, Hardcover, 384 S.

„Kondratjewka“
Viktor Petkau
Eine Geschichte des Dorfes Kondratjewka und deren Bewohnern, die in guten wie auch in schweren Zeiten, in Zeiten der Bedrängnis, Verfolgung, Zwangsarbeit und Straflager, ihr Gesicht als stilles, friedliches und fleißiges Volk nicht verloren haben und ihren Glauben bewahrt haben.
Samenkorn, Hardcover, 312 Seiten

Diese Bücher sind im Verlag „Samenkorn“ erschienen. Ein großer Teil von ihnen ist schon nach Kasachstan, Moldawien, Russland und in die Ukraine versandt worden. Sie sind für Bibliotheken, Freizeiten und persönlichen Gebrauch bestimmt. Betet bitte, dass diese Bücher zum Segen dienen könnten und um genügend Mittel, die entstandene Kosten zu decken!

Rb_2_18.indd 40 03.07.2018 09:09:39

Roma-Kinder wollen lesen und musizieren!

Neue Projekte für die Roma-Schulen in Podwinogradowo und Korolewo

Man hört oder liest oft Berichte von Missionaren über ihrem langjährigen Dienst auf den Missionsfeldern, der scheinbar erfolglos ist. Manchmal vergehen Jahrzehnte, bis hier oder dort Menschen zum Glauben kommen oder bestimmte Veränderungen eintreten. Einige Missionaren erleben nicht einmal die Früchte ihres Dienstes ...

Wenn man aber den Dienst in den Romaschulen in den Tabors in Korolewo und Podwinogradowo betrachtet, ist man sehr beeindruckt, wie sich die Kinder, ihr Blickfeld und ihre Umwelt in nur vier Jahren verändert haben.

Wie waren die ersten Schüler damals? Wild, unordentlich, unhöflich, unzivilisiert ... Viele Jungen und Mädchen verbrachten den ganzen Tag draußen ohne Aufsicht und suchten sich selber Beschäftigung. Ruinen, Pfützen und Mülldeponien waren ihre Spielplätze, wo sie mit Steinen, Stöcken und verschiedenen „Müllschätzen“ spielten. Sie kannten nichts von der Welt, die hinter ihrem Tabor liegt ...

Wie sind die Schüler heute? Sie sind viel ruhiger und disziplinierter geworden, besuchen gerne die Schule und die Gottesdienste und interessieren sich sehr für verschiedene Dinge, die sie früher nicht kannten.

Mit großem Interesse hören die Kinder Berichte über andere Länder, Menschen und Tiere. Die Schüler leihen gerne Bücher bei den Lehrern, um sich in Ruhe die Bilder anzuschauen oder die Geschichten zu lesen.

Viele Kinder zeigen großes Interesse an Musik und lernen mit Begeisterung Musikinstrumenten spielen. Es gibt schon mehrere Kinder, die Geigen und Blockflöten spielen. Leider gibt es nicht genug Musikinstrumente für alle Interessierten.

Unser Wunsch ist, zum Beginn des neuen Schuljahres in jeder Schule eine Bibliothek für die Kinder zu gründen, damit sie Bücher ausleihen und in ihrer Freizeit zuhause lesen können.

Außerdem wollen wir für alle Schüler, die Interesse haben, Musikinstrumente besorgen, damit sie lernen auf diese Art den Namen des Herrn zu verherrlichen. Besonders großer Bedarf ist an Blasinstrumenten.

Wir würden uns sehr über eure Unterstützung bei diesen Projekten freuen!

Wir sammeln:

- gute lehrereiche Kinderbücher in russischer oder ukrainischer Sprachen
- Bilder- oder Fotobücher über Tiere, Vögel, Fische, Autos usw. (auch in deutscher Sprache)
- gut erhaltene Schultaschen
- Musikinstrumente verschiedener Art (insbesondere für Blasorchester)

Sammeladresse:
Hilfskomitee Aquila
Liebigstraße 8
33803 Steinhagen

Rb_2_18.indd 41 03.07.2018 09:09:51

Kischinau, Modawien

Friede mit Euch! Soeben kamen wir aus einem Kinderheim. Wir waren dort mit eine evangelistischen Gruppe und führten 12 Lektionen mit dem Kalender von Aquila durch. Diesen

schenkten wir dann jedem Kind. Dazu erhielt jeder eine Tafel Schokolade. In Dankbarkeit für eure Zusammenarbeit in einem großen Werk.

Brüder aus Kischinau

Kadshi-Saj, Kirgisstan

23. Februar 2018

„Denn Gott ist nicht ungerecht, dass er euer Werk und die Bemühung in der Liebe vergäße, die ihr für seinen Namen bewiesen habt, indem ihr den Heiligen dientet und noch dient.“ Hebr. 6,10

Liebe Geschwister, herzlichen Dank für das gespendete Geld für die Renovierung des Bethauses in Kadshi-Saj. Nach der Brandstiftung ist das Bethaus, ausgenommen einiger Kleinigkeiten, wieder vollständig hergestellt. Die Gemeinde von Kadshi-Saj führt dort wieder regelmäßig die Versammlungen durch und bedankt sich bei allen, die an ihrem Leid Anteil genommen haben.

Der Herr segne euch. Noch einmal ein großes Dankeschön.

Im Namen der Brüder und Schwestern der Gemeinde Kadshi-Saj,

Heinrich Fot, „Hoffnungsstrahl“

Adygeja, Nordkaukasus

Dient dem Herrn mit Freuden.

Wir begrüßen alle Mitarbeiter des „Hilfskomitee Aquila“ und bedanken uns für euren gesegneten Dienst.

Ich heiße Ruth und bin euch sehr dankbar für die Violine, die ich bekommen habe. Das war eine Antwort auf mein Gebet. Ich hatte einen großen Wunsch Violine zu spielen, aber so ein Instrument zu kaufen ist sehr teuer. Jetzt habe ich eine gute Violine und kann mit dem Unterricht beginnen. Danke! Ich habe mich auch sehr über die Bücher gefreut, besonders über die Gedichte, denn das ist mein Dienst in der Gemeinde.

Meine beiden Schwestern Esther und Rahel bedanken sich auch für die Musikinstrumente. Das entfachte in ihnen einen noch größeren Wunsch, Musik zu üben.

Herzlichen Dank für die Flanellbilder, das war schon immer unser Wunsch, diese in der Kinderarbeit einzusetzen.

Der Herr segne und stärke euch in eurem Dienst.

Macht weiter eure Arbeit mit Freuden und Ehrfurcht und der Herr wird euch für alles belohnen.

Familie Mursin

Protassowo, Altajgebiet

Denn Gott ist nicht ungerecht, dass er vergesse eures Werks und der Arbeit der Liebe, die ihr erzeigt habt an seinem Namen, da ihr den Heiligen dientet und noch dienet.

Hebräer 6,10

Liebe Freunde, Mitarbeiter des Hilfskomitee Aquila. Wir bedanken uns von ganzem Herzen für die große Hilfe, die ihr uns erwiesen habt.

Durch die große Gnade unseres Herrn dienen wir in Protassowo und sehen uns hier auf dem Platz, wohin Gott uns gestellt hat. Wir haben ein großes Bethaus, wo viele Dienste getan werden: es singen der Gemeinde- und Kinderchor, es spielen der Zupf- Streich- und Blasorchester, das Wort wird verkündigt. Doch wir haben große Probleme mit der Arbeit. Weil es im Dorf kaum Beschäftigung gibt, haben viele Einwohner finanzielle Nöte.

So stand in unserer Familie schon seit einigen Jahren die Frage der Hausrenovierung. Auch das Dach musste neu gedeckt werden, weil es an mehreren Stellen undicht war. Leider sahen wir dazu keine Möglichkeit. Dazu gab es in diesem Winter einen starken Schneesturm und ein Teil unseres Daches wurde aufgedeckt. Die Not wurde noch größer und wir fingen an, ernsthaft über diese Frage zu beten und unseren allmächtigen Gott um Hilfe zu bitten.

Er erhörte unser Gebet und schickte uns durch euch eine große Hilfe. Jetzt können wir das Allernötigste machen, und

Rb_2_18.indd 42 03.07.2018 09:09:55

das andere wird der Herr auch versehen. Das Baumaterial ist schon teilweise eingekauft, einiges ist bestellt und ein Teil der Arbeit wird schon gemacht. Ehre unserem allmächtigen Gott! Möge der Herr euch in eurem Dienst in dem Weinberg des Herrn segnen.

Mit einem herzlichen Gruß und großer Dankbarkeit zu euch,
Andej Googe mit Familie (März 2018)

Usbekistan

Herzlich danke ich Gott für Brüder und Schwestern und die Gemeinde. Ich bin wirklich froh, dass ihr uns nicht vergessen habt und für uns betet. Gott segne euch für eure Worte und Taten, die im Namen unseres Herrn Jesus Christus geschehen. Wir beten für euch und haben die Hoffnung mit euch im Himmel zu sein.

Danke euch für eure Aufmerksamkeit!
Zajnab und Guljnoza, Usbekistan

PS: Herzliche Grüße auch von den Gehörlosen aus Usbekistan.

Saran

Friede sei mit euch, liebe Geschwister, Mitarbeiter des Hilfskomitee Aquila.

Mit großer Dankbarkeit erhielten wir von euch die Musikinstrumente: fünf Geigen, zwei Gitarren, zwei Chelli. Dem Herrn sei Lob und Dank!

Mit Wärme gedachten wir der Zeiten, als in unseren Gebetshäusern ein Orchester spielte. Wir haben viel darum gebetet, dass der Herr doch die neuen Gemeindemitglieder zu diesem Dienst begeistern möge. Und nun dieses Geschenk! Dem Herrn sei Dank! Wir nehmen es als Zeichen von dem Herrn an, diese Arbeit zu Seiner Ehre anzufangen. Wir bitten, uns darin im Gebet zu unterstützen.

„Halleluja! Lobet den HERRN in Seinem Heiligtum; lobet Ihn in der Feste Seiner Macht! Lobet Ihn in Seinen Taten; lobet Ihn in Seiner großen Herrlichkeit! Lobet Ihn mit Posaunen; lobet Ihn mit Psalter und Harfe! Lobet Ihn mit Pauken und Reigen; lobet Ihn mit Saiten und Pfeifen! Lobet Ihn mit hellen Zimbeln; lobet Ihn mit wohlklingenden Zimbeln! Alles, was Odem hat, lobe den HERRN! Halleluja!“ Psalm 150

In Dankbarkeit euer Bruder Franz Tissen, Saran

Kusak, Altajgebiet

Friede sei mit euch, liebe Freunde!

Liebe Freunde, Mitarbeiter des Hilfskomitee Aquila, unsere ganze Gemeinde bedankt sich ganz herzlich bei euch für eure Liebe und Gnade, die ihr uns im Namen des Herrn Jesus Christus erwiesen habt, indem ihr uns eine finanzielle Hilfe habt zukommen lassen. In der für uns schwierigen Zeit, bei starkem Frost, kam es bei uns im Dorf zu einer Panne in dem staatlichen Heizungssystem und der ganze Ort blieb ohne Wärme. So auch unser Bethaus. Wir mussten einen Heizkessel besorgen und starteten einen Spendenaufruf, aber die gesammelten Mittel reichten nicht aus, um alles Notwendige zu besorgen. Für das Geld, das wir von euch erhalten haben, konnten wir den Kessel und alles andere erwerben und installieren. Im Bethaus ist es jetzt warm und die Gottesdienste werden durchgeführt. Noch einmal einen herzlichen Dank, möge der Herr euch segnen.

Wasilij Töws und unsere kleine Gemeinde, Kusak

Schachtinsk, Karagandageb.

Die Gemeinde der ECB „Osanna“ der Stadt Schachtinsk ist von Herzen dankbar dem Herrn und auch euch, den Mitarbeitern des Hilfskomitee Aquila, für die uns erwiesene Unterstützung.

Die Mittel wurden für die Nöte der Ortsgemeinde und die Durchführung bestimmter Dienste zugewiesen: Kinder-, Jungschar- und Jungendarbeit.

Möge der Herr euch segnen und es euch reich vergelten.
A.A. Lysenko, Schachtinsk

Samarkand

Liebe Geschwister im Herrn. Vielen Dank für den neuen Kochherd, der zum Nutzen für die Gemeinde in unserem Hause und unserer 14-köpfigen Familie zugute kommt. Möge Gott euch diese Wohltat vergelten.

In Liebe, Familie Nemirow

Rb_2_18.indd 43 03.07.2018 09:09:58

Meldungen

Liebe Beter, Helfer und Freunde,
herzlich bedanken wir uns für jedes Gebet, jedes mutmachende Wort, für jede materielle, praktische und finanzielle Hilfe! So erleben wir täglich Gottes Leitung und viele Wunder!
Die Mitarbeiter des Hilfskomitee Aquila

Herzliche Einladung zum

Aquila-Missionstag 2018

am 20. Oktober 2018
Thema:
„Glaube und Mission“
10:00 – 17:00 Uhr

im Gemeindehaus der ECB-Gemeinde
Oberbauerschafter-Str. 25
32609 **Hüllhorst**

Mit Kinderstunde und Kinderbetreuung.
Wir erwarten Gäste aus Europa und Asien.

Büchertisch und Informationen zur Missionsarbeit in der ehemaligen Sowjetunion

Gebetsanliegen

Lasst uns danken,

- dass es in unserer Zeit möglich ist, Missionseinsätze zu machen und Entfernung kein Hindernis darstellt (S. 6-7)
- dass die Kinderheime in Russland und Kirgisien immer noch für Gottes Wort offen sind (S. 8-9)
- dass die Kinder in den Tabors in Transkarpatien das Evangelium annehmen (S. 10-12)
- dass das Kinderheim „Preobrashenije“ schon 20 Jahre von Gott nicht vergessen wird (S. 13-16)
- dass Sergej Stojanov trotz seiner Einschränkungen Gott dient und Freude erlebt (S. 17)
- dass Woldemar Daiker den Lauf vollendet hat und durch sein Leben ein Segen für andere war (S. 35-37)
- dass die Lehrer in den Tabors immer wieder Wunder erleben und die Kinder die Schule schätzen (S. 38)
- für das Wunder der Zigeunerschulen, die zur Zeit über 500 Kinder und Erwachsende besuchen
- dass es in Usbekistan trotz Verfolgung Christen standhaft sind und Kinder das Wort Gottes lesen (S. 38)
- dass Nabi aus dem Gefängnis freigelassen wurde und mit seinen Gaben Gott dienen kann (S. 39)
- dass wir immer noch die Möglichkeit haben russische Bücher zu drucken und zu verbreiten (S. 40)
- dass Gott Mittel und Wege schenkt, um das Evangelium in der ehemaligen Sowjetunion zu verbreiten (S. 42-43)

Lasst uns beten,

- dass wir bereit sind, den Platz einzunehmen, den Gott uns bestimmt hat (S. 3)
- dass die Waisenkinder die Liebe Gottes erfahren und sich zu Jesus Christus bekehren (S. 8-9)
- dass die Zigeuner aus der Armut, heidnischen Traditionen und Bildungsmangel herauskommen (S. 10-12)
- dass Sofia die Liebe Gottes versteht, sie annimmt und anderen weitergibt (S. 12)
- dass die Kinder, die aus dem Kinderheim gegangen sind, die erfahrene Liebe in ihrem Leben umsetzen, gesunde Familien gründen und das gehörte Evangelium annehmen (S. 13-16)
- dass Sergej Stojanov mit seinen Einschränkungen dankbar bleibt und zum Segen für andere wird (S. 17)
- dass Gott uns Weisheit schenkt, in Krisenzeiten auf Ihn zu vertrauen (S. 18-31)
- dass die hinterbliebene Familie von Woldemar Daiker Gottes Trost und Beistand erfährt (S. 35-37)
- dass Literatur, die beschlagnahmt wurde, von den Behörden gelesen wird und Gott in deren Herzen wirkt (S. 38)
- für die gläubigen Usbeken und Kirgisen, dass sie ihren Zeugemut nicht verlieren (S. 38-39)
- dass die versandten Bücher und humanitäre Hilfe zur Ehre Gottes eingesetzt werden (S. 40)
- dass genügend Spenden für die Finanzierung der neugedruckten Bücher eintreffen (S. 40)
- für den Segen und Bewahrung der Sommerfreizeiten und Einsätze 2018

Redet zueinander mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern; singt und spielt dem Herrn in eurem Herzen

Eph. 5,19

Rb_2_18.indd 44 03.07.2018 09:10:00